MARIENBOTE



November 1942

Der Marienbote



Monatsschrift für die katholische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Regina. Adresse: The Marian Press, 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Preis: $1.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Price: $1.00 a year.

Schriftleiter - Rev. Father H. Krawitz, O.M.I. – Editor

Nr. 2 November 1942 11. Jahrgang

Dies und Das

INHALT

Der Deutsch-Canadier. "Die Deutsch-Canadier kamen in dieses Land, um eine Heimat zu finden, die ihnen Freiheit, Frieden und religiöse Rechte sichert. Wir schätzen unsere canadische Bürgerschaft und sind bereit, unsere Freiheiten bis zum letzten zu verteidigen." So steht in einem Büchlein geschrieben, das vor ungefähr einem Jahre von John Murray Gibbons herausgegeben wurde. Die Regierung selbst hat dieses Buch warm befürwortet, ein Zeichen, wie sehr sie mit ihm einverstanden ist.

Bis jetzt sind keinem canadischen Bürger deutscher Abstammung Rechte genommen worden. Wir haben unsere deutsche Kirche, haben deutsche Redefreiheit, und haben unsere deutschsprachigen Zeitungen und Schriften. Deutschen Farmern, die zur Zeit des Kriegsausbruches noch nicht canadische Bürger waren, hat man dem Landesgesetze gemäss die Schusswaffen abgenommen. Sobald aber einer von ihnen beweisen konnte, dass er sie auf seiner Farm brauche, wurden sie ihm zurückgegeben. Nirgendswo suchte die Regierung den deutschsprechenden Canadier anders zu behandeln als den englisch-, französisch- oder polnischsprechenden Bürger. Wir sind uns dessen wohl bewusst und werden dem Lande genau so treu bleiben, wie es unsere Rechte schützt.

Dass wir in Canada nicht als Fremdlinge (foreigners) betrachtet werden, geht aus unzähligen Schriften und Artikeln hervor, die während der letzten Jahre im Namen der Regierung veröffentlicht wurden. Wir sind hier auch keine Fremdlinge mehr! Nach der Volkszählung von 1931 hatte Canada vor elf Jahren 473,544 Bürger deutscher Abstammung. Diese Zahl wird sich seit damals nicht viel verändert haben. Wir wissen, dass unsere Deutsch-Canadier meistens auf Farmen zu finden sind und dass unsere deutschen Farmerfamilien im allgemeinen sehr kinderreich sind. Das heisst mit anderen Worten: Aus unseren deutsch-canadischen Familien ging ein grosser Prozentsatz der gegenwärtigen canadi-

schen Armee hervor. Es sind Fälle bekannt, wo eine deutsch-canadische Familie der Armee sechs Soldatensöhne gab. Drei oder vier Soldatensöhne aus einer Familie sind keine Seltenheit. Sollte uns da die canadische Armee noch etwas Fremdes sein? Sie ist unsere Armee, genau so wie sie die Armee eines jeden anderssprachigen Canadiers ist. Die Landesregierung ist sich der Opfer der deutschsprechenden Bürger wohl bewusst und setzt — wie sie es bis heute bewiesen hat — alles daran, den Canadier deutscher Abstammung nicht wie einen Fremdling, aber wie jeden anderen Canadier zu behandeln.

Betrachtet es die Regierung als ihre Pflicht, uns als Bürger zu behandeln, denen jedes Landesrecht zusteht, dann ist es auch unsere Pflicht, dem Lande zu helfen, diese Rechte aufrecht zu erhalten.

Am 28. Dezember 1940 erschien in der Picture Post ein von Stephen King-Hall geschriebener Artikel, in dem unter anderem gesagt wurde, dass kein Mensch, der heute im Kriege mit der Axis steht, für die "alte Ordnung" zu sterben gewillt sei. Auch von anderen Stellen wurde während der letzten Jahre immer wieder hervorgehoben, dass die Nachkriegszeit eine neue, bessere und gerechtere Ordnung aufbauen müsse und werde.

Rechte und Freiheiten, wie wir sie hier haben, Freiheit der Religion, Freiheit der Sprache und Freiheit der Presse, sind die allerersten Vorbedingungen zu jeder gesellschaftlichen Ordnung. Neue und bessere Ordnungen ohne diese Rechte kann es nicht geben.

Canada gibt diese Freiheiten und Canada kämpft heute für die Erhaltung dieser Freiheitsgüter. Jeder Bürger aber, dem es daran gelegen ist, dass ihm diese Freiheiten erhalten bleiben, wird es als seine Pflicht betrachten, an diesem Kampfe teilzunehmen.

Am 19. Oktober hat die canadische Regierung mit einer neuen Kriegsanleihe begonnen. Leihen wir dem Lande unser Geld nach Können und Gewissen. Man soll von uns deutschsprechenden Canadiern nicht sagen, dass wir nicht als 'foreigners" behandelt werden wollen, dass wir uns aber zu gleicher Zeit als "foreigners" betragen. Wir wissen, dass unsere Rechte geschützt sind und wünschen, dass auch jedem anderssprachigen Canadier diese Rechte und Freiheiten erhalten bleiben. Wir betrachten es deshalb als unsere Bürgerpflicht, zu helfen, wo Hilfe bitter not tut. Deshalb werden wir nicht die letzten sein in der Unterstützung der dritten Kriegsanleihe Canadas.

Wirtschaft und Geld. Gott hat uns dieses Jahr eine gute Ernte gegeben. Leider haben die Wetterverhältnisse es nicht erlaubt, alles so unter Dach und Fach zu bekommen, wie der Farmer es sich wünschte. Trotz allem aber sind unsere Speicher angefüllter als sie es während der vergangenen Jahre waren. Nun fragt sich der Farmer: Wohin mit aller Frucht? Er darf seinen Weizen nur zum Teil verkaufen. Und zwar nur zum kleineren Teil. Alles andere muss er daheim behalten.

Das Weizenproblem stammt nicht erst von heute. Es ist genau so alt wie unsere Farmen. Es hätte aber garnicht so alt werden brauchen, wenn wir—anstatt gedankenlos den Wirtschaftsprogrammen der verschiedenen Parteien nachzulaufen — uns einmal hingesetzt hätten um nachzuprüfen, was denn die so viel erwähnten Papstenzykliken in wirtschaftlicher Hinsicht zu sagen und zu lehren haben.

Nach Auffassung dieser Enzykliken hat die Volkswirtschaft den Zweck, das Volk, und zwar jeden einzelnen Bürger des Volkes, mit auskömmlichem Lebensunterhalt zu versorgen. Wirtschaft heisst Dienst am Volke. Verdienst des Einzelnen darf erst an zweiter Stelle kommen.

Unser Zeitalter hat es aber umgekehrt gemacht. Die Wirtschaft dient nicht mehr der Volksversorgung, sie dient der Versorgung mit Geld. Ihr erstes Ziel ist nicht mehr der Mensch sondern der Dollar. Mit anderen Worten: Unsere Wirtschaftssysteme betreiben nicht mehr Bedarfs-, sie betreiben Gewinnswirtschaft. Und sie sind nicht nur in den Händen der Grosswirtschaftler gewinnwirtschaftlich, selbst in den Händen unserer Farmer sind Produktion und Verkauf zum Mittel des Geldverdienstes geworden.

Der Farmer muss Geld verdienen, das ist klar. Ohne Geld könnte er weder produzieren noch seine eigenen Lebensbedürniss decken. So lange wir aber meinen, Geld sei die Hauptsache im Lebenskampfe, so lange brauchen wir uns über keine Wirtschaftskrise wundern. Wir haben eben eine grundfalsche Auffassung von Geld und Wirtschaft. Auf dieser grundfalschen Auffassung sind unsere Wirtschaftssysteme gebaut — die deshalb auch grundfalsche Früchte tragen.

Da sind unsere Farmer. Durch Zeitung, Radio, Redner usw. wurde ihnen unaufhörlich die Notwendigkeit des Weizenexportes eingeprägt. Und der Farmer begann sich immer mehr für diesen Weizenexport zu interessieren. Je mehr Weizen exportiert wird — so hatte er durch die Propaganda gelernt — um so mehr wird er selbst verkaufen können. Und je mehr er verkauft, um so reicher wird er an Geld.

Sehr einfach war diese Rechnung. Als sie aber in Ausführung kam, erkannte der Farmer, dass er sich für das Geld, das er für seinen vielen Weizen bekam, nicht viel kaufen konnte. Es hatte nicht den Wert, den all die Güter haben, die der Farmer fürs tägliche Leben braucht. Die einfachste Erklärung für diesen Misstand war natürlich: Man zahlt uns zu wenig für unseren Weizen. Dass man nicht so viel Geld zahlte wie der Farmer brauchte, war aber doch vorauszusehen. Weizenexport ist — wie jede andere Geschäfts-

sache von heute — aufgebaut auf dem Grundsatz des Geldverdienens. Wer viel verkaufen will, muss seinen Gegner unterbieten können. Und wer unterbietet, muss so billig als möglich einkaufen, um verdienen zu können. Deshalb die niedrigen Weizenpreise. Und nicht nur das: Auch den Arbeitern im Weizentransport — genau so wie den Arbeitern jedes anderen Konkurrenzgeschäftes — zahlt man so niedrige Löhne als nur möglich, um seine auf den Weltmarkt gebrachte Ware billig und zugleich auch absetzreich verkaufen zu können.

Wir wollen mit diesen Zeilen nicht gegen den Export reden. Wir wollen nur zeigen, dass unsere Wirtschaftsprinzipien, ganz gleich ob es sich um Export oder Import, um Grossproduktion notwendiger oder um Grossproduktion von minder notwendigen Waren handelt, auf falschen Füssen steht. Es braucht garnicht mehr bewiesen zu werden, dass unsere Erde überreich an Gütern ist. Jeder einzelne Mensch könnte gut mit lebensnotwendigen Dingen versorgt werden und dazu auch noch mit einem gewissen Lebensluxus. Und es braucht auch garnicht bewiesen zu werden, dass unsere Not im Mangel an Geld besteht. Das Geld, das wir für unsere Ware oder für unsere Arbeit erhalten, ist weniger wert als Waren, die wir fürs Leben brauchen. Das heisst mit anderen Worten: Die Wirtschaft, für die wir arbeiten und an die wir verkaufen, versorgt uns nicht. Und warum wohl nicht?

Unsere gegenwärtigen Wirtschaftssysteme, die uns mit Geld versorgen wollen, haben uns enttäuscht. Denn wir konnten uns für unser Geld nicht alles kaufen, was wir brauchen. Soll eine Wirtschaft der Volksversorgung dienen, dann muss sie uns auch wirklich mit allem versorgen können. Wir brauchen ja nicht so sehr das Geld selbst, wir brauchen Güter und wir brauchen Geld, das genau denselben Wert hat wie die Waren, die uns zum Leben notwendig sind.

Wenn wir Waren brauchen, dann ist es auch wohl klar, dass wir in unserem Wirtschaften zu allererst auf den Heimatstisch schauen müssen. Das, was übrig bleibt, kann auf den Weltmarkt gehen. Und hier muss der Farmer einmal etwas anderes lernen. Er muss aufhören, nur "Weizenfarmer" zu sein, um unabhängig vom Gelde zu werden. Braucht der Farmer Geld für Eier, Butter, Fleisch, Gemüse usw.? Würde er sich selbst damit versorgen, bliebe ihm so mancher Dollar für Kleidung, Arzt, Maschinen usw.

In einem Büchlein "Food for Health in Peace and War" gab die Canadian Medical Association an, wieviel Fleisch jeder Person des Landes zukommen müsse, um ihre Gesundheit zu bewahren. Nun wissen wir aber, dass nicht jeder das ihm notwendige Fleisch kaufen kann. Und das, weil er entweder nicht genügend Geld hat, oder auch, was besonders heute der Fall ist, weil nicht genügend Fleisch vorhanden ist. Wollte man jeden Bürger unseres Landes mit dem ihm zukommenden Fleisch versorgen, dann müsste auf unseren Farmen mehr Vieh gezüchtet werden. Wäre es etwa falsch, den Ueberfluss seines Weizens zur Viehzucht zu verwenden? Wäre es nicht wahre Versorgungswirtschaft,, wenn der Farmer den Verbrauch seines Weizens auf folgende Tabelle stellte: 1. Brot für den eigenen Tisch, 2. Futtermittel fürs Vieh, um den Heimatsmarkt genügend mit Fleisch zu versorgen, und an dritter Stelle erst Verkauf?

Dieses Programm setzt selbstverständlich die Mitarbeit des Landessystems voraus. Wirtschaft und Regierung müssten eine Regulierung der Arbeitslöhne vornehmen, die es jedem Verdiener ermöglicht, sich genügend Fleisch kaufen zu können. Würde man z.B. alle Löhne mit der Absicht erhöhen, dass jeder der nahezu drei Millionen Verdiener Canadas sich für diese Lohnzulage Hühnerfleisch kaufe, dann würde die Nachfrage nach Hühnern bald so gross, dass der Farmer sich gezwungen sähe, einen grossen Teil seines Weizens in die Hühnerzucht zu legen. Wenn zu den Hühnern noch Schweine- und Rindfleisch,

(Fortsetzung auf Seite 22)

Der heilige Paulus befiehlt: "Wenn ihr esset oder trinket oder sonst etwas tut, so tut alles zur Ehre Gottes."

* * *

Von den ersten Christen sagt Tertullian: "Nicht eher setzen wir uns zu Tisch, als bis wir das Mahl durch Gebet zu Gott eingeweiht haben. Und mit Gebet bescliessen wir die Mahlzeit."

* * *

Wie ist es mit deinem **TISCHGEBET?** Verstehst du noch zu bitten und zu danken?

Vor dem Essen bitten wir:

Herr, segne uns und diese Gaben, die wir von deiner Güte empfangen werden. Durch Jesus Christus, unsern Herrn. Amen.

Vater unser . . .

Nach dem Essen danken wir:

Wir danken dir, allmächtiger Gott, für alle Wohltaten, die wir von deiner Güte empfangen haben, der du lebest und regierest in Ewigkeit. Amen.

Vater unser . . .

Im Monat der Toten

Von Pierre l'Ermite.

Neun Uhr abends. Eine kleine Bahnstation. Als einziger verliess ich den Zug, der mich aus einer Woche Arbeit herausführte in die grosse Stille, damit sie sich meinem Körper, meinem Kopf und meinem Herzen beruhigend mitteilte. Schweigen umfängt mich, die Nacht legt wohltuend ihren Mantel aus schweren Schatten um meine Schultern. Das Geheimnis des Sternengewölbs funkelt in den Myriaden von Lichtern, kalt und schön. Eine Herbstnacht voll Andacht. So ist der Tod.

Ich wandere dahin auf der trockenstaubigen Strasse. Welten umgeben mich, die Unendlichkeit bricht auf: Wer bin ich? Wohin geht mein Weg? Was bedeutet mein kleinliches Treiben dieser unmessbaren Grösse gegenüber? Wo sind alle, die ich geliebt, deren Stirn einst unter meiner Hand die Wärme entfloh, deren Leib starr wurde wie geronnenes Blut? Wo sind sie? Hier rings um mich oder weit in der Ferne, durch Welten getrennt? Höre ich ihre Stimmen? Nein, sie sind stumm. Oder dringen ihre Stimmen doch durch das Schwarz dieser seltsamen Nacht?

Gepriesen, die den Tod zum Freunde haben, ihn, den wahren Beherrscher des Lebens, die grosse Faust, die unweigerlich alles Licht zum Erlöschen bringt! Er hat ein wechselnd-vielgestaltiges Gesicht, grausam-hart wohl immer in seiner Unerbittlichkeit. Ich bin Priester. Seit achtunddreissig Jahren habe ich Menschen sterben sehen: stets von neuem packt mich der Schauer. Ja, selbst als mein treuer alter Hund starb, in einer Ecke des Zimmers — er hob die brechenden Augen, als wollte er sagen: "Auch du kannst mir also nicht helfen?" —, überrann mich das Entsetzen.

Aber der Tod ist auch ein Erlöser, weil seine Mutter, die Erbsünde, das Leben so hart gemacht hat. Wie viele haben sich an dem Gitter des Käfigs die Flügel wundgeschlagen? Sie würden den Vorschlag, ihr zerschundenes, mühenschweres, enttäuschungsreiches Leben noch einmal zu leben, nicht annehmen. Selbst die Heiligen trugen an den Beschwerden dieser Erde zuweilen hart: "Cupio dissolvi, Ich wünsche aufgelöst zu werden", seufzte der Völkerapostel. Es gibt Bedauernswerte genug, die zu feig sind, die Bürde weiterzutragen, und die, ungeachtet des Selbsterhaltungstriebes, welchen die Weisheit des Schöpfers uns verliehen hat, die Stunde des Todes beschleunigen.

Vielgestaltiger Tod, du kannst auch Geburt sein! Den Sterbetag nennt die Kirche: den Geburtstag des Christen. Ein Haus auf dem Wege, eine Fremdenherberge ist das Leben. Toren alle, die sich darin einrichten, als gälte es, ewig zu bleiben. "Wenn das Haus vollendet ist, muss man sterben", spricht die Weisheit des Arabers. Viele Häuser sind noch längst nicht vollendet, wenn ihre Erbauer von der Arbeit weggerufen werden. Den Gerechten, den Stetsbereiten schreckt der Ruf nicht. Ihm bedeutet das Sterben Eingang in das Reich des Lichtes und Friedens. Auszug aus der Welt des Vergänglichen und Schlechten. Sterben heisst: seine Teueren wiedersehen, das Wesen aller Dinge, das wir hier unter Namen nur ahnen, erkennen, heisst Seligkeit über Seligkeit in der Anschauung Gottes! Geburt zum Jenseits — erhabenstes Glück!

In der einen oder anderen Gestalt zeigt der Tod sich uns allen, auch dir und mir. Diese Hand, die die Feder führt, wird einmal starr und kalt sein, einmal sicher, auch wenn der Tod, von der Mühe des Mähens zuweilen erschöpft, zu rasten scheint. Er holt es nach, doppelt und dreifach, damit sein Pensum erfüllt werde. Alles mäht er, reifende Aehren, satte Früchte, dorrende Gräser und kleine, zartblaue Blumen. Wann mich? Mitten in der Nacht? Am hellen Tag? Plötzlich und unerwartet oder langsam und schmerzlich? Wird er mich überfallen wie der Räuber im Walde oder wird er in meine Wohnung schleichen, um mich aus dem gewohnten, geliebten Zusammenhange zu reissen? Vielleicht wird es auf der Strasse geschehen, mitten unter Gleichgültigen, die — die Ablenkung begrüssend — einen Augenblick zur Seite schauen werden...

Der Tod! Und es gibt Leute, die nicht tagtäglich an ihn denken, obgleich er doch tagtäglich droht. Warum nicht gefasst sein auf den schrecklichen Besuch, warum sich nicht vorbereiten durch Werke der Güte und Selbstentsagung? Wer sich an das bleiche, hohle Gesicht des Todes gewöhnt hat, fürchtet es nicht mehr. Denn hinter dem Kopf des Schnitters leuchtet das Antlitz dessen, der als erster ihn bezwungen hat, das Antlitz des Erlösers, der gesagt hat: Friede allen, die guten Willens sind: Ich zerbreche das geknickte Rohr nicht, ich zerdrücke nicht den glimmenden Docht . . . Jeden aus euch liebe ich mehr, als eine Mutter ihre Kinder zu lieben vermag!

Uns ist das Triumphwort eines in der Welt hochangesehenen Christen aus seiner Sterbestunde überliefert: "Ich wusste nicht, dass das Sterben so süss ist!"

Ich lebe und weiss nicht wie lang.
Ich sterbe und weiss nicht wann.
Ich fahre und weiss nicht wohin.
Mich wundert, dass ich fröhlich bin.

Der Geiger Felix

Eine Erzählung von Zephyrin Zettl.

Der Tonibauer war schon alt und gebrechlich. Er wäre kaum mehr im Stande gewesen, seine Wirtschaft zu führen, wenn ihm sein Sohn Felix nicht rüstig an die Hand gegangen wäre.

Seit man des Tonibauern Eheweib, die brave alte Barbel, hinausgeführt hatte auf den Gottesacker an dem traulichen Kirchlein auf der Anhöhe vor dem Dorfe, da sah man, wie der Gram den alten Mann niederdrückte und verzehrte.

Nur Felix verstand es, des Vaters Gemüt aufzurichten.

Er hatte, wie die meisten Wäldler Burschen, auch ein Musikinstrument zu meistern gelernt. Seiner Gemütsanlage nach empfand er besondere Vorliebe zum Violinspiel.

Wenn er abends nach mühevollem Sommertagwerk mit seiner Geige am Fenster sass und die weichen, schmelzenden Töne hinauszogen ins Tal, indes die scheidende Sonne purpurn durch die niederen, mit Blumenstöcken geschmückten Fenster grüsste, während der Tonibauer auf der Hausbank sein Pfeifchen schmauchte, da ward es den beiden so wohl und so leicht zu Mute.

Der Alte dachte der seligen Heimgegangenen und Franzens, des älteren seiner beiden Söhne, der in der Fremde weilte. Seine Hände falteten sich unwillkürlich und der helle Tau der Liebe schimmerte in seinem müden Auge — eine Träne.

Wessen wohl Felix gedenken mochte. —

Es kam der Herbst ins Land, ein kalter, rauher Herbst. War nun gleichwohl im Herzen des alten Tonibauern längst schon Winter eingezogen, in Felixens Brust da sprosste es wie in einem Garten im Lenz und darin erblühte eine wundersame Knospe zum Rot-Röselein.

Es war an einem Oktoberabende.

Felix sass eben allein am Fenster, seine so liebgewordene Fiedel unterm Kinn, den Bogen in der Rechten und spielte seine Weisen, so weich und lind wie Frühlingshauch, so zitternd und zart wie Liebeswerben und seine Augen glitten hinüber nach des Nachbars Haus, wo so manchmal ein blühend Mägdlein erschien, um zu lauschen.

Heute hatte es sich noch nicht gezeigt. Hatte es für Felix doch immer ein freundliches Wort, so oft sie ihm begegnete und sollte es sein Geigenspiel, den Widerhall seines liebenden Herzens, nicht verstehen, weil er davon noch nicht gesprochen?

Während er sinnend hinüberblickte zu den nachbarlichen Fenstern, hatte sich leise die Türe geöffnet und — Rosina, des Nachbarn schönes Töchterlein, war eingetreten. Felix bemerkte ihre Anwesenheit erst, als sie ein leises "Grüss Gott!" sagte. Er war überrascht aufgesprungen und reichte Rosinen die Hand.

Das Mägdlein sagte, der Grund ihres Kommens sei, den Tonibauern zu ihrem Vater zu bitten, ob er wohl daheim sei.

"Drüben in der Stube wird mein Vater sein," entgegnete Felix, "doch willst Du mir nicht vorher einen Augenblick schenken, Rosina. Ich hätte Dir schon so lange etwas zu sagen, das mir sehr am Herzen liegt." Felix hatte sie an beiden Händen gefasst und er blickte ihr mit treuherziger Offenheit in ihr tief errötendes Gesichtlein. "Schau, Rosina, wir sind mit sammen aufgewachsen und haben uns allfort recht gut leiden mögen. Gelt, Du könntest nicht "nein" sagen, wenn ich jetzt mein ganzes Lebensglück in Deine Hände legen tät und wenn ich Dir sagte, wie gern ich Dich hab und dass Du und nur Du allein die Meine werden sollst."

Rosina hatte den Blick zu Boden gesenkt. Diese offene Rede war ihr von dem sonst fast scheuen Burschen völlig unerwartet gekommen. Obwohl das Mädchen schon lange erkannt haben mochte, was der Bursche nun in Worte gekleidet, so war Rosina doch ausser Stande auch nur ein Wörtlein über die Lippen zu bringen. Schon wollte Felix, ihr Schweigen zu seinen Gunsten deutend, sie an seine Brust ziehen, als kräftige Schritte durch das Vorhaus hallten und die Türe aufgerissen wurde.

Ein wetterbrauner Wanders-

In manchem Hause liegt ein Kranker, der umsonst nach einem Priester ausschaut. Der Priester weiss nichts von seiner Krankheit, weil die Angehörigen es ihm verheimlichen oder weil sie den Priester nicht vorlassen. Vielleicht kannst du einmal ein Lichtlein sein, das einem Priester den Weg zeigt zu einem Kranken, der in seiner Seele noch gar nicht bereit ist, vor seinem Richter zu erscheinen. Vielleicht kannst du einmal ein Glöcklein sein, das mit gütigem, gewinnendem Ton in die Seele eines Sterbenden läutet, damit sie sich auftut und den erkennt, der ihr Freund und Retter sein will.

Es ist ein grosser Trost für eine Christenseele, alles getan zu haben, damit ein Sterbender noch die heilige Kommunion empfangen konnte; es ist eine ganz schwere Verantwortung, wenn man einem Sterbenden diesen besten Liebesdienst nicht oder aus Gleichgültigkeit erweist, sei es aus Unglaube oder auch falscher Rücksicht auf den Kranken.

P. Wunibald O.S.B.

mann, das geschnürte Ränzel am Rücken, den derben Stock in der Faust, stand vor ihnen.

"Felix! Rosina!" rief er, den Erstaunten seine schwieligen Hände hinstreckend.

"Du Franz? Grüss Dich Gott! Wo kommst denn Du auf einmal her?" stammelte Felix.

"Ja, was, da schaut Ihr halt! Aber Ihr werdet schon noch grössere Augen machen! Wo steckt der Vater? Ich muss gleich zu ihm. Er ist doch wohlauf?"

"Gottlob ja! Er wird drüben sein in der Stube."

Ohne sein Felleisen abzulegen eilte Franz hinüber zum Vater, gefolgt von Felix und Rosina.

Vor einem Schreibtische derb und schlicht, wie sein bäuerlicher Besitzer, sass der alte Toni und hatte vor sich seinen Volkskalender aufgeschlagen. Der war nicht nur Tagesanzeiger und Wetterprophet, er war auch des Bauern Tagebuch, Haupt- und Kassebuch. Auf den leeren Blättern neber den Monatstabellen verzeichnete er alle notwendigen Anmerkungen über die Vorkommnisse in der Wirtschaft.

Es musste etwas nicht ganz stimmen, denn der Toni kratzte sich bedenklich hinter dem Ohre.

"Der Mathis, der wartet nicht gern, der muss sein Geld haben. Aber wo hernehmen. Kein Holzgeschäft will gehen und das Vieh hat keinen Preis. Ach, es ist zum Verzweifeln!"

Das rasche Oeffnen der Stubentür störte dies Selbstgespräch. Ein Ausruf freudiger Ueberraschung und Vater und Sohn lagen sich in den Armen.

"Wie unverhofft Du dahergeschneit kommst, Du Schlankel! Hast ja letzte Zeit gar nichts mehr von Dir hören lassen!" rief der Vater.

"Dafür bin ich jetzt ganz da. Für immer, hoff' ich! Und Ihr sollt Euch alle wundern über den Franz! Der war nicht umsonst solange in der Fremde!"

Jetzt erst erblickte der Tonibauer Rosina in der Türe und er fragte, den Grund ihres Kommens erratend: "Dich schickt wohl Dein Vater, Rosina?"

"Ja, Tonibauer."

"Sag ihm schönen Gruss, ich werde heut noch zu ihm hinüberkommen."

Rosina dankte und ging.

"Und nun, Vater," begann Franz, als sie fort war, "nun will ich Dir sagen, warum ich heimgekommen bin. Bei der Schlosserei taugt mir's schon lange nicht mehr. Und weil ich mir ein hübsches paar Groschen erwirtschaftet, so will ich nun Bauer werden. Ihr seid schon alt und der Ruhe bedürftig, Vater, Ihr könnt ja die Wirtschaft nicht weiterführen. Uebergebt sie mir und bleibt bei mir als Ausnehmer. Dem Felix will ich schon hinausbezahlen, was ihm zukommt. Und eine tüchtige Bäuerin, mein ich, werd ich mir schon finden."

Aus des Bruders Angesicht war bei diesen Worten alles Blut gewichen. Solches hätte er nie erwartet. Er hatte sich schon als künftigen Herrn am Tonihof gesehen. Und das mit Recht. Dem Franz wollte ehedem der Beruf eines Landwirts nie recht behagen. Und nun wollte er ohne weiteres Felix von der Scholle vertreiben, für die dieser jahrelang gearbeitet, hart und schwer gearbeitet, und ihn heimatslos machen, auf das Recht des äelteren pochend und auf — sein Geld.

Der Vater missbilligte den Vorschlag Franzens nicht. Und Felix vermochte nicht ein Wort der Gegenrede vorzubringen, so schnürte ihm die Erregung über das Unrecht, das ihm zugedacht war, die Kehle zu.

Die alte Magd, die beide Burschen noch als Kinder in den Schlaf gesungen und auf ihren Armen gewiegt, sie hatte heute alle Hände voll zu tun. Es galt zur Feier von Franzens Wiederkehr ein gutes Mahl zuzubereiten. Der Schulmeister war geladen, einige Nachbarn und auch der Mathisbauer und dessen Tochter Rosina sollten am Freudenmahle teilnehmen.

Was machte da der Mathisbauer für Augen, als Franz ihn beiseite nahm und ihm in Gegenwart des Toni den schuldigen Betrag auf den Tisch hinzählte. Denn nun sagte Franz, sei er der Bauer am Tonihof. Jetzt ginge es aus einem anderen Ton. Geld habe er genug, alle Schulden wegzuzahlen und den Bruder abzufertigen. Fehlen tät's ihm also an gar nichts. Nur dass er noch ein Weib brauchte in die Wirtschaft. Und weil er nicht gern viel Umtuns habe, so frage er an, ob wohl Rosina noch zu haben sei,



Dem Mathis kam dieser unverhoffte Antrag gar nicht ungelegen.

"Meine Rosina willst Du, Franz? Die sollst Du haben, so wahr ich der Mathis bin. Einem solchen Eidam wie Du bist, solch einem rechtschaffenen Mann, der in der Welt war und sein Gut zu mehren versteht, dem kann ich mit gutem Gewissen mein Kind anvertrauen. Du wirst zufrieden sein mit ihr! Sie ist brav und häuslich auferzogen, wie sichs für ein rechtes Bauernkind gehört. Da, Franz, hast Du meine Hand drauf."

Nun traten sie zu den übrigen Gästen und Franz sprach zu den Versammelten: "Den neuen Tonibauern habt Ihr schon kennen gelernt. Nun möchtet Ihr wohl auch wissen, welche als Bäuerin am Tonihof aufziehen wird. Das kann ich Euch gleich sagen. Rosina heisst sie und dort sitzt sie!"

Allgemeines Staunen ringsum. Dem Felix aber war's, als hätte ein wuchtiger Schlag sein Haupt getroffen, doch er bezwang sich noch.

"Werden sie wohl erst fragen müssen, ob sie auch einverstanden ist," warf er mit bebender Stimme ein.

"Ha, ha," lachte Franz dagegen, "wo wäre denn die, die nicht wollen tät und mit beiden Händen zugreifen, wenn der Toni-Franz den Finger hinhält."

"Dann will ich Dir sagen, dass das Mädel für Dich nimmer zu haben ist, es ist mein!" rief Felix mit fester Stimme.

"Ach so," tat Franz geringschätzig, "das ist eine andere Sache. Tut aber nichts. Ich könnt ja sagen, dass ich als Bauer und als der Aeltere und auch als der — Stärkere verlangen kann, dass Du zurückstehst. Hat's aber nicht not. Ich hab die Zusage ihres Vaters und das gilt mir mehr als alles andere. Mag jeder zusehen wie es ihm besser tut! Ich aber stehe nicht zurück vor Dir!"

"So soll sie selber entscheiden!" rief Felix in heftiger Erregung.

Rosina sass stumm und erbleichenden Angesichtes neben ihrem Vater, den Kopf scheu gesenkt. Keine Antwort erfolgte.

Ein schmerzvoller Blick aus Felixens Augen traf sie — dann stand der jüngere der feindseligen Brüder auf und ging vom Tische.

Die rechte Festesstimmung, gestört durch eine so unerwartete Wendung, wollte nicht mehr aufkommen. Die Tafel wurde daher bald aufgehoben.

Bedächtigen Schrittes, seine Tochter an der Hand, stapfte der alte Mathis hinüber nach seinem Hofe.

2.

In drei Tagen!

Das waren drei harte Tage für Rosina; Tage voll schweren Seelenkampfes.

Sie fühlte, dass sie Felix mehr zugetan sei. Er war gutherzig und sanftmütig, das gerade Widerspiel des rohen, rücksichtslosen Franz.

Hätte Felix den Hof behalten, wie man früher ja nicht anders denken konnte, Rosina hätte sich keinen anderen zum Manne gewunschen; und mochte Franz in Gold gefasst sein!

Jetzt aber stand die Sache mit einemmale anders. Felix war nun nichts und hatte fast

NOVEMBERSTIMMUNG

Die Flur umher es kalt durchweht,
wo nirgend mehr ein Blümlein steht.
Im Wald zerstiebt das welke Laub —
Die ich geliebt, sind alle Staub.
Sich frühe neigt der Sonne Lauf,
am Himmel steigt der Mond herauf.
Es füllt sich sacht das Sternenzelt —
sie sind erwacht in jener Welt.

Martin Greif

"Du wirst wohl wissen, was Du zu tun hast," sprach er kurz seine Tochter an.

Das Mädchen, das ganz unverschuldet zum Anlass des Streites der Brüder geworden war, bat flehend: "Vater, nur jetzt lasst mich in Frieden! Noch weiss ich nicht, wo mir der Kopf steht! Ich muss erst zur Besinnung kommen. Lasst mir ein paar Tage Zeit, dann, wenn Ihr schon nicht anders könnt, sprecht wieder davon!"

"Auch gut," sprach der Mathisbauer, "drei Tage werde ich warten. Dann aber will ich wissen, ob Du meine gehorsame Tochter bleiben magst, — oder — das andere sei besser ungesagt."

nichts. Denn die zu erhoffende Abfindungssumme war wohl zu gering, um mit ihr einen halbwegs sorgenfreien Hausstand gründen zu können. Sollte also sie, die reiche Bauerntochter, den armen Schlucker nehmen. Und was Felix mit seiner Fiedel bei Tanzmusiken verdienen mochte, wären ja auch nur Notkreuzer gewesen. Es wäre nichs übrig geblieben, als sich bei anderen Bauern zu verdingen. — Und bei alledem vom Vater verstossen und den Leuten zum Spott zu sein?

Stellte sie aber wieder Franz seinem Bruder gegenüber, da fasste sie ein Grauen vor seinem wilden Blick und seinem rauhen Wesen. Aber vielleicht

schien ihr das auch nur so. Man gewöhnt sich ja an vieles und warum sollte man nicht auch einen rauhen Menschen lieb gewinnen können?

Und war sie denn Felix überhaupt verpflichtet? Hatte sie ihm irgend ein Versprechen gegeben? — Nie! Sie hatte also noch völlig freie Wahl.

Die drei Tage gingen herum. Kein Fiedelklang war am Nachbarshofe ertönt.

"Hast Dir's wohl überlegt?" fragte Mathis seine Tochter.

"Ja, Vater."

"Heute abend wird Franz herüber kommen. Du wirst wohl nicht unvernünftig sein. Denn Du kennst mich!"

"Ich will tun, was der Vater schafft," presste Rosina hervor.

"Hab nichts anderes von Dir erhofft. Und Du wirst sehen, Dein Glück ist gemacht. Ja, der Franz, das ist kein Unebener! Der hat Füchse! Da wirst haben können, was Dein Herz begehrt. Keine Sorge, keine Not, alleweil ins Volle! Also tu auch darnach. Zeig', dass Du Deines Glückes wert bist. Nicht etwa dortsitzen und dreinschauen, so verloren, wie damals!"

Rosina hatte sich die Worte ihres Vaters, der es ja nur zum Guten meinte, wohl gemerkt. Und wie am Abend Franz kam und der alte Toni und noch ein paar Befreundete, da schien Rosina recht aufgeräumt zu sein.

Felix war natürlich fern geblieben. Seit jenem Abend war er stumm herumgeschlichen, hatte keinen Handgriff gearbeitet und kaum einen Bissen gegessen. Er wich jedem aus und gab auf keine Frage Gegenrede.

Es ging hoch her beim Mathisbauern, wie das Versprechen gefeiert wurde.

Auf einmal ertönte es draussen wie Saitenspiel.

Die Braut erblasste und starrte nach dem Fenster. Und urplötzlich ward's an der noch so fröhlichen Tafel mäuschenstille.

Aergerlich schlug Franz mit der Faust in den Tisch, dass die Gläser tanzten: "Zum Teufel, wisst Ihr denn keine bessere Kurzweil, als auf das Gescharre eines Narren zu losen?"

"Franz, musst nicht so auffahren!" mahnte der Alte. "Hört ja doch so niemand hin."

Aber alles blieb still und schien wie gebannt durch das Geigenspiel, das erzitterte von Schmerz und Klage.

"Er soll aufhören!" schrie Franz.

Das Saitenspiel tönte fort. Es war kein Lied oder sonst derlei, was die Zuhörer auf einer Geige je vernommen hatten. Es war wie ein Weinen, Schluchzen, dann wieder klang's wie Trotz und Fluchen. —

Fort war alle Lustbarkeit. Bleich, regungslos und gesenkten Hauptes sass die Braut, wie damals, als Felix der Werbung Franzens entgegengetreten. — Brauteltern und Gastleute, denen die Herzensgeschichte Felixens wohl bekannt war, wussten sich nicht zu fassen.

Und draussen tönte es fort, immer wilder, immer rasender. Da plötzlich ein jammervoller Missklang — eine Saite war gerissen. Trotzdem aber ging das Spiel fort. Es war nun schon eher ein verrücktes Gefiedel geworden, als das Tönen eines Instrumentes von verständiger Hand geleitet.

Kreidebleich erhob sich Franz. Er griff nach einem vollen Weinglase und leerte es auf einen Zug. Dann stürzte er nach der Türe. Sein Vater trat ihm in den Weg.

"Franz, Franz! Vernünftig sei!"

Der aber schleuderte den Alten von sich und eilte hinaus, um den ungebetenen Musikanten abzulohnen.

Eisigkalt zog der Wind von der Waldhöhe nieder und machte das Blut erstarren. Feine Eisnadeln mit Schneeflocken vermengt, wirbelten zu Boden, Wald und Flur und Dorf weiss überdeckend.

Zwischen den Höfen der beiden Bauern befand sich ein alter Ziehbrunnen, der aber lange schon kein Wasser mehr bot.

Dort lehnte Felix mit seiner Fiedel, barhaupt und in leichtem Rock. Er spielte und spielte und sah nicht,, wie sich die Türe vom Nachbarshaus öffnete und einen langen Lichtstreif auf den Weg warf. Er sah nicht, wie Franz heraustrat und auf ihn zuschritt. Er spielte fort und fort seine närrische Weise.

Franz stand vor ihm.

"Aufhören!" kreischte er.

Felix spielte weiter, als hörte er nichts.

Da sauste die Faust des Bruders auf sein Haupt nieder. Felix wankte. Sein Spiel brach jäh ab. Am Brunnenrand hatte er Halt gefunden.

Blitzschnell erhob er die Geige und mit voller Wucht sauste sie auf Franzens Schädel nieder, dass sie in tausend Splittern im Schnee zerstob, und nur der Hals in Felix Linken blieb.

Wie ein wütendes Tier stürzte sich nun Franz auf den Bruder, um ihn zu Boden zu ringen.

Unterdessen waren auch schon die anderen herbeigeeilt, um helfend einzugreifen.

Da rief Franz, sein Raufmesser zückend: "Wer mir nahe kommt, den ersteche ich!"

Er hatte sein Knie auf die Brust des Unterliegenden gesetzt, während er mit der einen Hand den sich verzweifelt Wehrenden würgte. "Dir, Du Hund,

Sei stark, mein Herz! — Ertrage still der Seele tiefes Leid; denk, dass der Herr es also will, der fesselt und befreit. Und traf dich seine Hand auch schwer, in Demut nimm es an. Er legt auf keine Schulter mehr, als sie ertragen kann.

werd ich die verfluchte Geigerei austreiben!" kreischte er und führte nun mit dem Messer einen fürchterlichen Schnitt über die Hand, die den Geigenstumpf festhielt.

Dann liess er ab von dem Bewusstlosen und rannte hinüber nach dem Tonihof.

Alles bemühte sich um den Verletzten, der im rings mit Blut besudelten Schnee lag. Man brachte in Arnika getränkte Tücher und verband die stark blutende, schwere Wunde. Man labte Felix mit dem Weine, der zu frohem Anlass bestimmt war. Dann trug man ihn auf des Mathis Verlangen nach dessen Hof hinüber, wo er vor den Roheiten seines Bruders sicher war. Dass das Versprechen Rosinas mit Franz für gelöst galt, war selbstverständlich. Denn solch gewalttätigem Menschen konnte Mathis das Lebensglück seines Kindes nicht anvertrauen.

3.

Es waren viele Wochen vergangen nach jener unseligen Nacht. Der Frühling zog wieder mit hellem Schalle durch die Welt.

Da trat Felix nach schwerer Krankheit zum ersten Male in die Türe des gastlichen Mathishofes und blickte nach seinem Vaterhause hinüber. Rosina, die ihm durch treue Wartung das Herzeleid und die Schmerzen, die sie ihm verursacht, wieder gut zu machen gesucht, trat hinter ihn.

"Sehnst Dich schon hinüber in Dein Daheim und bist froh, nicht mehr bei fremden Leuten sein zu müssen?"

Er sah sie an mit bitterem Lächeln, dann sagte er leise: "Hab ja kein Daheim mehr dort drüben, hat's ja ein andrer erschachert —"

"Es ist wieder Dein Daheim, Felix. Den wirst Du dort nicht mehr finden, der — Dein Bruder hiess."

"Wo ist er?"

"Die Gendarmen haben ihn geholt."

"Doch nicht meinethalben," fragte Felix, alles Erduldete mit einemmale vergessend.

"Seines Geldes wegen," beruhigte ihn Rosina, "das er auf unehrliche Art erworben. Du wirst nun Ruhe haben vor ihm."

"Er wird wiederkommen."

"Wenn er kommt, so wird er als ein Besserer, als Reuiger kommen."

Im bedächtigen Schritte des Genesenden ging Felix hinüber ins Vaterhaus. Er trat in die Stube, an deren Fenster er so oft sein Abendliedchen gegeigt. Sein erster Blick traf jene jetzt leere Stelle, an der seine Violine zu hängen pflegte. Wehmütig glitt der Blick nieder zur verstümmelten Hand.

Aus, aus mit der Geigerei, aus mit aller Freud, aus mit aller — Liebe! —

Ja, auch mit aller Liebe!

Denn die aufopfernde Pflege Rosinens, sie galt ihm nicht als Ausfluss der Liebe, er nahm sie für Mitleid und Mitleid, das ertrug er nicht.

Der Vater, der abgehärmte Alte trat ein.

"Bist endlich wieder da, Felix," sprach er mehr schmerzlich als freudig bewegt. "Hast wohl schon erfahren, was vorgegangen ist, sonst wärst ja nicht gekommen —?"

"Ja, Rosina hat ein paar Worte fallen lassen. Aber, — sprechen wir nicht davon."

"Nun wirst mich halt doch ablösen müssen, Felix," begann wieder der Alte, "ich ermach's nimmer!"

"Ich? Euch ablösen? Ich Krüppel taug jetzt weder für einen Bauern mehr, noch auch für einen Musikanten. Allenfalls für einen Fechtbruder, wenn ich mich nicht schämen tät."

Schule ohne Gott

Lag da ein zehnjähriger Knabe, das einzige Kind glaubensloser Eltern, totkrank darnieder. Der Arzt hatte dem Vater schon erklärt, dass keine Hilfe mehr sei; der Knabe würde allem Anscheine nach bald sterben.

Vater und Mutter standen am Bette ihres Lieblings und weinten. Immer schlimmer wurde der Zustand des Knaben. Das Fieber nahm zu.

Da erwachte plötzlich in der Seele der Mutter eine Erinnerung an den Glauben ihrer Kindheit, an die glaubensvollen Worte ihrer eigenen Mutter.

"Wie wär's, wenn wir einen Priester riefen?" sagte sie leise errötend, zu ihrem Manne.
Der "gesinnungstüchtige" Vater wollte anfänglich nichts davon wissen. Doch die arme Mutter fühlte die ganze Grösse ihrer Schuld., die sie auf sich geladen durch die glaubenslose Erziehung ihres Kindes. Sie eilt davon, um einen Priester zu holen.

Da empfindet auch der Vater so etwas wie Gewissensbisse. Ganz nahe tritt er an das Bett seines Kindes und stottert halblaut:

"Mein Kind, bete! bete!"

Der Knabe schweigt einen Augenblick. Seine weitgeöffneten Augen starren mit einer erschreckenden Kälte und Ruhe auf das Gesicht seines Vaters. Dann sagt er mit schwacher stimme:

"Vater, du hast mir ja immer gesagt, dass ich solche Dummheiten nicht machen und nicht in die Kirche gehen soll."

Nun fühlte der Vater erst recht die Grösse seines Verbrechens und hatte nur den einen Wunsch, dass seine Frau recht bald mit einem Priester zurückkehre.

Da geht die Türe auf. Der Priester tritt ein, gedrängt von der zitternden Mutter, die ruft: Geschwind, geschwind!

Der Priester tritt näher; aber sobald der sterbende Knabe ihn sieht, verbirgt er seinen Kopf in die Kissen und—ist tot.

Der Alte schwieg. Hatte er doch durch seine zu grosse Nachgiebigkeit gegen Franz ein gut Teil des Unglückes Felixens am Gewissen.

Felix, zu keinerlei Arbeit noch fähig, schlenderte nun die ganzen schönen Lenzestage herum, den Arm in der Schlinge tragend. Er dehnte die Spaziergänge immer weiter aus, besuchte ab und zu gute Freunde; und als er sich schon gekräftigter fühlte, machte er sich auf den Weg nach dem Arzte, der ihn behandelt hatte und der im nächsten Marktflecken wohnte. Er wollte Gewissheit haben, ob es denn gar nichts mehr gäbe, seine Hand wieder brauchbar zu machen.

Und als er müde heimkam, da war er völlig niedergebrochen. Der Arzt hatte ihm geraten, sich ins Unvermeidliche zu fügen und alle unerfüllbaren Hoffnungen fahren zu lassen.

Felix ward nun verschlossener denn je.

Rosina, in der das Gefühl des Mitleides mit dem stillen Dulder immer mehr dem der echten Liebe Platz zu machen schien, konnte keinen Einfluss auf seine seelische Stimmung gewinnen. Wie gerne hätte sie ihn weiter gehegt und gepflegt und sich ihm ganz gewidmet. Aber er achtete ihres Zuspruches nicht und ging ihr aus dem Wege.

Bald war er so leutscheu geworden, dass er nur die abgelegensten Feld- und Waldwege zu seinen Gängen wählte, um ja niemandem zu begegnen. Am liebsten ging er nach dem nicht gar zu fernen Hochwalde. Dort streifte er den ganzen Tag herum, kletterte so gut es ging über das wilde Gerölle und an steilen Felsen empor zur massigen Bergspitze, die manchen guten Bergsteiger in Schweiss versetzt hätte. Dort hoch oben pflegte er sich zu sonnen und zu ruhen. Von dort sah er nach seinem Dörflein hinüber, nach seinem Vaterhause, nach dem Hause, wo das Mädchen wohnte, das er einst liebte, nach der Stelle, wo er sein letztes Lied gespielt. Mit manch heisser Träne mag er wohl die wenigen Blümelein, die dort oben sprossten, genetzt haben.

Und wenn er dann abends heimgekehrt und sein dürftig Abendbrot zu sich genommen, kroch er, ohne jemandem eine Ansprache zu gönnen, ins Heu.

So ging auch der Sommer hin.

Da hörte eines Abends Felix zufällig, als er schon seine Ruhestätte aufgesucht hatte, den Knecht mit einem anderen darüber reden, dass nun die Zeit bald herum sei, die Franz abzubüssen hatte und dass er in einigen Tagen wieder kommen werde.

Das brachte Felix in grosse Aufregung. Am nächsten Morgen ging er, ohne etwas gegessen zu haben, fort. Am Abende kehrte er gegen seine Gewohnheit nicht heim. Als er zum andern Morgen noch nicht da war, machte man sich auf die Suche. Wo er sich gewöhnlich aufzuhalten pflegte, das wusste man. Es war also nicht schwer, ihm der freien Bergspitze fand man seine Handschlinge. Plötzlich fing der Hund, den man mitgenommen hatte, ein jämmerliches Geheul an. Er stand an einem tiefen Felsabsturz. Da unten lag im Düster hoher Tannen etwas wie ein dunkler Klumpen. Eine schauerliche Ahnung durchfuhr den alten Tonibauern, der sich auch mit auf die Suche begeben hatte. Und diese Ahnung sollte die Wahrheit sein—man fand nach schwierigem Abstieg Felixens Leiche.

An einem der nächsten Tage stand ein robuster Mensch in verschlissener Kleidung am Kirchhofstore, durch das soeben ein Leichenzug geschritten war. Er hörte die Worte des greisen Priesters, der einem Verunglückten einen schlichten Nachruf hielt. Und als er in seiner Rede den Namen des Unglücklichen nannte, durchfuhr es wie ein glühender Stahl die Brust des einsamen Lauschers. Denn der, den sie begruben, war kein anderer, als sein Bruder, der Geiger-Felix.

An Katholiken, die nach einem neuen Heim suchen

Von einem Leser

Sind Sie schon viel durch Saskatchewan gereist? Vielleicht haben Sie bemerkt, dass man überall Katholiken findet, in den kleinen Städten und auf dem Lande. Viele davon haben sich in ganz katholischen Distrikten angesiedelt und haben dort gute Versorgung des Leibes und der Seele gefunden. Andere sind auf Farmen gegangen, die weit ab von der Kirche liegen, so dass sie nur einmal im Monat oder in manchen Fällen überhaupt gar keine Gelegenheit haben, dem Sonntagsgottesdienst beizuwohnen.

Man sagt, man müsse leben, und deshalb auch nehmen, was man bekommen kann. Dabei wird aber viel zu wenig daran gedacht, dass die Seele auch leben will. So lässt man sich denn in Distrikten nieder, die vollständig von Andersgläubigen bewohnt sind, wo unsere heilige Religion überhaupt garnicht geübt wird und unsere Jugend dem katholischen Glauben verloren geht.

Manche haben ihre Fehler bereits eingesehen, aber leider zu spät. Ihre Kinder heiraten Nichtkatholiken, und wenn das geschehen ist, dann ist es auch gewöhnlich mit ihrem katholischen Glauben zuende. Hier, wie in allem anderen, sollten wir an die Worte Christi denken: "Suchet zuerst das Reich Gottes, und alles andere wird euch zugegeben werden." Suchet euch in einer katholischen Gemeinde niederzulassen, und dort werdet ihr euer Brot genau so gut finden wie anderswo.

So mancher wird wohl denken: "Wer kann jetzt noch ans Wandern denken. Unsere Buben sind in der Armee, und wir sind zu alt." Immerhin, hier und da trifft man doch Leute, die aus irgendeinem Grunde ein neues Heim zu suchen sich gezwungen sehen. Solchen ist jetzt eine schöne Gelegenheit geboten. Und zwar im Norden Saskatchewans, z.B. in Good Soil, Sask., in Barthel, Sask., und auch in Pierceland, Sask. Hier sind noch Landstücke zu verkaufen. Trotzdem unsere Farmer hier abseits von der Eisenbahnlinie wohnen, konnten sie sich während der letzten Jahre ziemlich gut emporarbeiten. Unsere Farmen hier sind gemischte Farmen. Genau so gut wie wir uns hier einen gewissen Wohlstand erarbeiten konnten, können es auch andere tun.

VON UNSEREN LESERN

Der hochw. Pater Schneider O.M.I., den unsere Leser ja doch so gut kennen, hat dem Marienboten während der letzten Wochen 18 neue Leser gewonnen.

Aus Rockglen, Sask., schreibt der hochw. Herr A. Fuss:

"Lassen Sie mich Ihnen aufs herzlichste gratulieren zu dem zehnjährigen Bestehen dieses ebenso grossen und wichtigen wie guten Werke, auf das die Oblaten hier im Westen stolz sein können. Der Marienbote reiht sich würdig ein in die stolze Kette katholischer Presseunternehmungen, die den intimsten Wünschen der Päpste nachkommen. Pius X war bereit, sogar sein Brustkreuz für die Unterstützung der katholischen Presse zu opfern, und Papst Pius XII erkennt sicher mehr wie jeder seiner päpstlichen Vorgänger die ungeheure Bedeutung und Notwendigkeit der katholischen Presse im Kampf für die Sache Christi. Es ist eine traurige Tatsache, dass eine grosse Anzahl unserer Katholiken die Wichtigkeit ihrer Presse nicht in diesem Lichte sieht. Und doch wäre das doch so wichtig. Denn wie der Katholik durch das Sakrament der Firmung zum Soldaten Christi wird, so ist heute die katholische Presse das best geschliffene Schwert in der Hand dieses Soldaten Christi.

Der Marienbote hat diese Aufgabe während der zehn Jahre seines Bestens glänzend erfüllt und dadurch unzweifelhaft den deutschsprechenden Katholiken des Westens grossen Segen gebracht.

Ich wünsche denn und bete, dass Ihr Blatt auch weiterhin blühen wird und noch mehr als bis jetzt das Verständnis und die Unterstützung aller derer finden wird, für die es geschrieben ist. Sie erfüllen ein hervorragendes Apostolat, das des Segens Gottes gewiss sein darf."

Und aus Broadacres wurde uns folgendes geschrieben:

"Habe heute morgen mit einigen Marienbotenlesern gesprochen. Wir alle standen vor der Kirche und wurden uns einig, dass wir im Monat Oktober, der der Geburtstagsmonat unseres Marienboten ist, unseren Rückstand und, wenn möglich, auch noch ein Jahr im voraus zahlen wollen."

Diese Nachricht freut uns sehr. Hoffentlich werden andere Gemeinden sich denselben Vorsatz nehmen. Die zehn Marienbotenjahre waren schwer. Unsere Farmer hatten sehr arme Ernten, man konnte von ihnen deshalb auch nicht immer den Marienbotendollar erwarten. Unsere Leser wissen, dass wir ihnen treu geblieben sind. Wer den Marienboten haben wollte, bekam ihn, ganz gleich, ob er zahlen konnte oder nicht. Wir haben hier sehr viele Briefe in der Redaktion, die uns von unseren Lesern zugesandt wurden und in denen uns für viele frei ausgeschickte Marienbotennummern herzlichst Dank gesagt wurde. Meistens war auch ein Dollar, oder gar zwei bis fünf, mit eingeschlossen, mit denen die Leser ihre alte Schuld beglichen.

Dieses Jahr ist nicht gar so schlecht, lieber Leser. Bei uns dagegen in der Redaktion sieht es nicht so gut aus. Die Rechnungen werden immer grösser, und das Einkommen bleibt genau so schwach wie es immer war. Könntest Du jetzt nicht helfen, in dem Du uns Deinen Marienbotendollar einschickst? Der Schriftleiter wartet auf einen Brief von jedem seiner Leser. Die Red.

Eine Monatsheilige



Die hl. Elisabeth.

Am 19. November gedenken wir der edlen Frau St. Elisabeth. Sie war eine Tochter des Königs Andreas von Ungarn und wurde nach damaliger Sitte schon im vierten Jahre mit dem Sohne des Landgrafen von Hessen verlobt. Sie musste deshalb schon sehr früh ihr königliches Heimathaus verlassen, um nach Hessen zu gehen, wo sie am Hofe ihres künftigen Gemahles erzogen werden sollte.

Als Elisabeth neun Jahre alt war, starb der Landgraf von Hessen, der die kleine Elisabeth sehr gern hatte. Seine Gemahlin und seine Tochter, zwei sehr stolze Frauen, behandelten Elisabeth immer von oben herab. Ihnen gefiel die fromme Demut des Kindes garnicht. Als St. Elisabeth einmal mit den hohen Frauen zum Gottesdienst in eine Kirche kam, warf sie sich vor einem Kreuze in die Knie, legte ihre Krone ab und betete inständig. Der Landgräfin gefiel dieses Gebahren garnicht: "Edle Frauen beten nicht wie Bäuerinnen, sie beten mit der Krone auf dem Haupte," sagte sie verweisend zu Elisabeth. Diese jedoch antwortete: "Liebe Frau, verarget mir das nicht. Hier steht vor meinem Angesicht der barmherzige, der süsse und milde Heiland, mit scharfen Dornen gekrönt. Meine Krone würde ihn verhöhnen, wenn ich ihm so üppig gegenüberstände, mit Perlen, Gold und Edelstein geschmückt."

St. Elisabeth's Leben wurde etwas glücklicher, als sie sich mit dem jungen Landgrafen verheiratete. Dieser war einer der edelsten Fürsten seiner Zeit. "Fromm, keusch, gerecht", diesem Wahlspruch suchte er immer treu zu bleiben. Er achtete die Frömmigkeit seiner jungen Gemahlin sehr hoch und liess ihr darin vollkommene Freiheit. Doch böse Zungen ruhten nicht. Man neidete der hl. Elisabeth ihre Beliebtheit unter den Armen und Kranken und ihr Stolz konnte garnicht verstehen, dass eine Königstochter so viel Zeit unter dem einfachen Volke zubringen konnte. Immer wieder liefen sie zum Landgrafen, um St. Elisabeth bei ihm zu verklagen. Einmal brachten sie es wirklich so weit, dass dem Landgrafen die grosse Freigebigkeit seiner Frau für die Armen zu viel wurde. Eines Tages stieg St. Elisabeth ihrer frommen Gewohnheit gemäss, mit Lebensmitteln für die Armen beladen, ins Tal hinab. Ganz plötzlich und unerwartet stand ihr Gemahl vor ihr, der zu sehen verlangte, was St. Elisabeth wieder alles zu den Armen trage. Als die Erschrockene ihm ihren Korb zeigte — sah der Landgraf nichts als Rosen darin. Und das zu einer Jahreszeit, da keine Rose mehr blüht. Von der Zeit an durfte St. Elisabeth in die Hütten der Armen gehen so oft sie nur wollte.

Ein anderes Mal kam ein durch Aussatz furchtbar entstellter Knabe zur heiligen Landgräfin und bat sie um Hilfe. St. Elisabeth reinigte seine Wunden, verband sie, und legte den kranken Knaben auf das Bett ihres Gemahles, damit er sich etwas ausruhe. Ausser sich vor Zorn rief ihre Schwiegermutter, die alte Landgräfin, ihren Sohn herbei. Als dieser kam und auf sein Bett schaute, sah er dort keinen aussätzigen Knaben, der, der dort lag, war der Gekreuzigte selbst. "Elisabeth", sagte der Erschrockene zu seiner Frau, "solche Gäste lege mir nur jeden Tag in mein Bett." St. Elisabeth benützte dieses und baute mit Erlaubnis ihres Gemahles ein schönes Krankenhaus, in dem sie den grössten Teil ihrer Zeit die Kranken pflegend zubrachte.

Kurze Zeit darauf rüstete sich der Landgraf zum Kriegszug. Er wollte mitteilnehmen am Kreuzzug der deutschen Ritter, die auszogen, um dem Christentum das Heilige Land wieder zurückzugewinnen. Unterwegs starb der Landgraf aber. Elisabeth war nun wieder allein. Ihre Schwäger, die nicht gut auf sie zu sprechen waren, benützten diese Gelegenheit, rissen die Regierung des Landes an sich und vertrieben die Heilige aus ihrem eigenen Hause. St. Elisabeth ging und konnte nirgends Unterkunft finden. Die Armen, die sie pflegte, u. die die Vertriebene so gern in ihre Häuser aufgenommen hätten, fürchteten die Rache des neuen Landgrafen. Ein einziger erbarmte sich ihrer und bot ihr seinen Stall zur Nachtruhe an.

Nie mehr kehrte die Heilige auf ihr Schloss zurück. Zu Marburg in einer Lehmhütte wohnte sie, in Bussgewändern gekleidet, den Armen und den Kranken als Magd dienend. Als man sie einlud, aufs Schloss zurückzukommen, sagte sie ab. Sie wollte dem Herrn in Demut und Einfachheit dienen. Im Jahre 1231 starb sie, kaum 24 Jahre alt.



VOM Schusterseppel

Liebe Leser und Leserinnen.

Mir Leit, was mir uf der Farm hucke tue, mir hen unnerschiedliche troubles zu stände. Eimol tut die Ernt net gut sein, ein anres mol sein die cucumbers kaputt vonwege das viele regnen, nochher hen mir's mit die grasshopers zu schoffe, und dann wieder mit die combiners, was welle combiners net immer orbeite — und so tut's alle Täg was gebe.

Allweil hen mir Herbscht. Und im Herbscht hen mir's mit die hunters zu schoffe. Die hunters sein Leit, was von die towns uf die Farm komme, auf was welle Farm sie uf die prairie-chicken und uf die ducks schiesse wolle. Solles tut ja gorkein Unrecht net sein. Ober manchmol tut's doch net grod gut werde.

Solles muss ich eich eimol mit eine von meine stories explaine. Es sein do zwei Farmers gewest, was welle Farmers keinen hunter net geglieche hobe. Der eine von die zwei hot sich Boder Michel geschriebe, und der anre Koreiner Joe. Der Michel hot keine hunters net geglieche, vonwege weil die ihm eimol sein Ross seine Schunke und zwei turkeys verschosse hobe. Und sie hen auch seine fence net zug'mocht, so desch der Michel allemol rumspringe gemiesst hot, vonwege das Viech zusammentreibe. Der Joe, desch hot keiner net gewiesst, aus was welle Ursach der keine hunters auf seine Farm net gewollt hot. Keine Leit hot der Joe uf seine Farm geglieche, except seine Freind, was welle Freind arg viel bei ihm g'huckt hen. Die Leit hen verzählt, wie dass der Joe hombrew moche tut, ober niemand net hot desch ganz richtig gekennt. Wenn der Poter den Joe gefrogt hot, wie desch denn die stories mit dene hombrew schoffe tue, dann hot der Joe von sich gesproche, wie desch er ein christlicher Mann sein tut mit christliche Erziehung. Und aus soller Ursach tut er kein hombrew net moche, vonwege weil das teiflisch sein tut.

Nun muss ich auch noch soge, desch mir net viel von den Joe in der Kerch g'sehe hobe. Er hot zu die Leit verzählt, wie desch er die Kerch und den Poter fiess in Ehre holle tut, desch er ober vonwege das Reisse in seine Fiess net viel zur Kerch komme kann. Jeden Sunntag tut er mit seine Freind daham hucke und fromme Liedel singe, grod wie in der Kerch. So hot der Joe zu die Leit und zum Poter verzählt.

Der Michel hot sich auch seine overalls in der Kerch net durchgeriebe. Er is net zur Kerch komme, und desch is alles. Er hot ober eine grosse Wut uf den Joe g'hat von wege dem Joe sein Bull, was den Michel eimol verstosse und verschloge hot.

Eimol, im Oktober ist's gewest, sein hunter uf dem Michel seine Farm komme. Der Michel is gleich h'nausgesprunge aus sein Haus und hot sie mit fiesse Wort vertriebe. Die hunter sein fortgange, uf den Joe seine Farm. Vor dem Joe sein Haus hen ein poor cars gestanne und auch zwei buggy, was welle cars und buggys ein Zeichen gewest sein, wie desch der Joe wieder eimol visitors hot.

Die hunters sein also zum Joe seine Farm h'nieber, und hen noch die prairie chickens ausg'schaut. Wie sie ober am Ausschaue wore, do is auch der Joe gesprunge komme und hot geschrie: "Out von my Farm, out von my Farm." Die hunters hen dem Joe explaint, wie desch sie kein Schaden net tue werde, ober desch wor for nothing. Sie hen h'nunner gemiesst,, vonwege weil der Joe keine hunter net hobe wollt.

Wie sie h'unner sein, und der Joe grod in sein Haus h'nein wollt, und er sich noch eimal umg'schaut, und do — "Dunnerwetter, do sein wieder anre hunter", hot der Joe geschriee, und is wie wietieg uf vier Männer zugesprunge, was grod an sein Haus vorieber wollte.

"Ihr Dunnerwetter, get out von my Feld," hot er geschriee, und is auf sie zugelaufe mit ein G'sicht, was welles G'sicht grod so rot wor wie der Kopf von einen wietiegen turkey. Den erschten von die hunters hot er gleich beim coat erwischt:

"Go way . . ." und dann hot er uf eimol den coat losgelosse, hot sein Hut abgezoge und g'sogt: "G'lobt sei Jesus Christus, Herr Poter."

Es is desch nämlich der Poter g'west, was mit seine Freind uf die hunt gonge wor.

"Hen ihr was dagege, Koreiner, "hot der Poter g'frogt, "wenn mir uf eire Farm hunte tue?"

"Poter," hot der Joe geantwort, "ich tu die Kerch in Ehre holle, ober seht's, do komme heit von meine Freind doher, was welle Freind ich das hunte versproche hob. Ihr kennt's dene net weghunte, was ich dene mit mein Wort versproche hob. Tut's ein annermol komme, Poter. Heit tut's net schoffe."

Wie der Poter und die Freind vom Poter mit dem Joe so gesproche hobe, do is der Michel hinnerm Busch uf seiner Farm gelege, und hot die Sach gewotscht.

"Do isch meine chance, dem Joe zu bezohle," hot der Michel bei sich gedenkt, hot sein rifle genomme, und losgeschosse. Grod zwischen den Poter und den Joe seine coats is's gange. Der Joe is rumgesprunge mit ein ungeheires Sakramentiere, und uf die Farm vom Michel zu. Der Michel is ganz still hinnerm Busch liege bliebe und hot sich gedenkt: "Do isch mein zweite chance. Der werd denke, desch sein die hunters gewest." Und bumm, do is ein anrer shot am Joe sein Kopf vorieberfloge.

Solles Schiesse und Sakramentiere hen ober dem Joe sein Freind g'hert, was in dem Joe sein Haus g'huckt hen. Alle sein sie zum Haus h'naus um zu schaue, was denne los sein tut. Und wie sie den Joe uf dem Michel seine Farm hen rumlaufe sehe, do sein sie ihm gleich noch.

Der Poter ober wor fiess verschrocke g'west. Und so hot er denn zu seine Freind g'sogt:

"Leit, ich tu net wiesse, wosch sich do zutroge tut. Ober ich muss h'nein in Joe sein Haus und muss Wasser trinke."

Und so hot er denn in den Joe sein Haus h'neingewollt, und seine Freind mit ihm. Ober grod wie er die Tier uffmache wollt, do hot der Joe uf eimol vom Michel seine Farm geschriee:

"Bleibts weg do von mein Haus, allesamt." Und dann is er wieder zurieckgesprunge komme. Und wie er am Springe wor, hot der Michel wiedermol losgeschosse. Jetzten wore alle miteinanner mixt up gewest. Keiner hot net mehr gewiesst wohin desch er springe soll. Nur der Poter hot die Tier vom Joe sein Haus uffgeriesse und is h'nein. Und wie er h'neinkomme is, do hot er g'sehe, was welle fromme Lieder der Joe mit seine Freind uf'm Sunntag singe tut. Hombrew hot uf'm Tisch gestanne und viele unnerschiedliche Glasel und cups, aus was welle Glasel und cups die Freindschoft vom Joe uf ihren Durscht getrunke hobe.

Wie der Poter sich alles miteinanner ang'schaut hot, do is draussen ein fiesses Geschrei entstanne, was welles Geschrei doher kam, vonwege weil der Joe und seine Freind den Michel gefunne und fiess verschloge hobe. Der Poter hot nix net g'sogt, hot sich ober schnell uf'm weg g'mocht und is hamgange.

Nun is die Geschicht ober noch net zuende gewest, vonwege weil die mounties von ihr g'hert hen. Den Michel hen sie vonwege das Schiesse, und den Joe vonwege das hombrew mitg'nomme und eingesteckt.

So is die Geschicht mit das hunte g'west, was ich eich heit verzähle wollt. Of course, mir tun net alle Täg solle Geschichte hobe. Ober ich tu immer soge: Tu ein friedlicher Mann sein, und du werscht keine troubles net hobe. Wenn dir die hunters troubles moche vonwege weil sie die fence net verschliesse oder vonwege weil sie dir die Hiendl kaputt schiesse, dann kannst sie vertreibe. Ober tu die hunters net mit Sakramentiere vertreibe. Desch Sakramentiere passt sich net fier einen christlichen Mann. Mir hen in der Christenlehr gestudiert, wie desch mir immer ein guder Charakter sein solle. Und solles miesse mir auch zu die hunters hobe. Ich tu nämlich wiesse, desch mir ein hunter hobe, was sich "Teifel" schreibe tut. Und der werd uf uns hunte, wenn mir das Sakramentiere net losse.

Fier heit hen ich g'nug geschriebe, liebe Leser und Leserinnen. Jetzten muss ich zur Pauline h'nieber, was welle Pauline mein Weib sein tut. Und vonwege weil sie mein Weib is, was die katholische Kerch mir angetraut hot, aus soller Ursach werd ich ihr heit nochmittog beim Einkoche helfe, was welles Einkoche eine fiesse Orbeit fier die Weibsleit sein tut. Viel von die Weibsleit sein schon mit das Einkoche fertig. Anre hen jetzten keine Zeit net dafier vonwege weil die Frucht noch net ganz gedrosche is. Liebe Leser und Leserinnen, tut's net nervous werde bei eire viele Orbeit, ober tut's eich erienre, wie desch der Herrgott g'sogt hot, desch mir im Schweiss von unsren Ang'sicht unser Brot esse miesse.

Mit vielen Griesse,

Der Schusterseppel.

Heilig ist das Helfen!

Ein Mangel an Liebe ist immer ein Mangel an Weisheit, wenn auch ein Mangel an Weisheit nicht immer ein Mangel an Liebe ist. Wie aller Weisheit Anfang die Furcht Gottes ist, so ist aller Weisheit Ende — die Liebe Gottes.

Wie du dir die Liebe der Menschen erwirbst? Liebe sie! Man muss nicht nur Liebe haben — man muss sie auch zeigen. Gegenüber einem Menschen, der gehässig und unfreundlich ist zu dir, ist der beste Weg der, doppelt liebreich und freundlich gegen ihn zu sein, um ihn so zu besiegen. Es ist ein Irrweg, gegen andere auch in bester Absicht unfreundlich oder hart zu werden; das ist beinahe, wie wenn man es gegen Irre wäre. Tröster — Paraklet — soll jeder Christ sein. Heilig ist das Helfen! Welch wunderbar beseligende Wirkung das Wohltun mit sich führt, wenn es wirklich aus dem Herzen kommt, ist nur wenig Leuten bekannt; sonst würde es weit mehr geübt werden.

Julius Langbehn.

Der

Zaunkoenig



Eine Erzählung

von

Reimmichl

(Fortsetzung)

IV.

Dem Knaben ging es in der neuen Heimat besser als bei seinem Vater, dem Flatterer. Wenigstens hatte er Ordnung mit dem Essen und Schlafen und wurde auch zur Arbeit angeleitet. Nanne, die Bäuerin, eine etwas verschüchterte Frau, wandte dem Kind immerhin die nötigste Fürsorge zu. Den drei Dienstboten — sämtlich ältere Leute — erbarmte der Junge und sie taten ihm nichts zu leid. Vor dem Bauern aber, einem finsteren, wortkargen, rauhen Mann, hatte der Knabe vom ersten Augenblick an Furcht und Scheu. Anfangs quälte ihn wohl das Heimweh nach dem Vater, aber dieses war nicht so stark, dass er je ans Ausreissen gedacht hätte.

Viel ärger setzte das Heimweh nach dem Buben dem Flatterer zu. Er war über das, wie er meinte, ihm widerfahrene Unrecht und die Wegnahme des Kindes zuerst fürchterlich erbittert, gekränkt und empört gewesen. Drei Wochen lang schloss er sich in seinem Hause ein und wurde nirgends mehr sichtbar, so dass die Leute nachschauen kamen, ob ihm wohl nichts zugestossen sei. Eines Abends stapfte er den Berg hinauf und lauerte in der Nähe des Greithofes, um womöglich seinen Buben zu erraffen. Tatsächlich kam der Knabe allein zu dem hundert Schritte vom Haus entfernten Brunnen, Wasser holen. Da stürmte der Vater auf den Jungen zu, herzte und küsste ihn, nahm ihn dann auf seine Arme und rannte mit ihm den Berg hinunter.

"Vater, was tust du?" fragte der Knabe.

"Hans, wir gehen heim und bleiben wieder beisammen", erwiderte der Spengler.

"Ich darf nicht fortgehen. Der Lois, der Bauer, hats verboten."

"Der hat gar nichts zu verbieten. Du gehörst mir und sonst niemandem."

"Aber wenn er mir etwas tut?"

"Das werd ich ihm austreiben. Ich bin stärker als er. Hab gar keine Sorge."

Zu Hause liebkoste der Spengler den Buben ineinemfort, steckte ihm Leckereien zu und dann spielten sie zusammen mit Zither und Harfe.

Aber das Beieinandersein dauerte nicht lange. Der Greitbauer hatte die Entführung des Knaben von der Scheune aus gesehen und am gleichen Abend noch dem Vorsteher Meldung erstattet. Am andernächsten Tag kamen zwei Gendarmen ins Spenglerhaus und machten kurzen Prozess. Der eine brachte den Knaben hinauf in den Greithof, der andere führte den Flatterer zum Bezirksgericht hinaus, wo er drei Wochen Arrest absitzen musste. Im Greithof verabfolgte der Bauer dem zurückkehrenden Knaben einige nicht sehr harte Rutenstreiche, worüber der Junge in ein fürchterliches Jammergeschrei ausbrach; denn er empfand die Strafe umso schmerzlicher, als er in seinem Leben noch nie eine Züchtigung erfahren hatte und überdies sich schuldlos fühlte. Vom Flatterer hörte man, nachdem er seine Haft überstanden hatte, nichts mehr; er war spurlos aus der Gegend verschwunden.

Als der Winter kam. war Hans, der Knabe, froh, dass er endlich die Schule besuchen konnte. Es erwarteten ihn aber in der Schule viel mehr Leiden als Freuden. Da er bisher weniger Verkehr mit Kindern als mit erwachsenen Leuten gehabt hatte, war er jetzt im Umgang mit den etwas zügellosen Altersgenossen furchtsam und hilflos. Sein hinkender Fuss und der überkommene Name "Zaunkönig" gaben den losen Rangen immer wieder Anlass, ihn zu necken und zu plagen. — "Zaunkönig, sing!" riefen die einen, "Zaunkönig, spring!" schrien die andern und selbst die Kleinen in der ersten Schulbank machten ihm spöttische Fingerzeichen. Durch die fortwährende Beunruhigung und die daraus entspringende Unsicherheit litt nicht nur die Aufmerksamkeit in der Schule, sondern auch der Lerneifer des Knaben. Daheim hatte er keine Möglichkeit zum Lernen. Der Weg vom Dorfe zum Greit am Berg war fast eine Stunde weit; wenn der Junge abends von der Schule nach Hause kam, musste er beim Viehfüttern im Stall mithelfen und wurde noch zu anderen Arbeiten herangezogen. Dann war er so müde und Schlaf-

trunken, dass er kaum mehr ans Essen, geschweige denn ans Lernen dachte und nach dem Rosenkranz wie ein Stück Holz ins Bett hineinfiel. Die Greithofleute, die niemals Kinder gehabt hatten, ahnten gar nicht, dass sie den Knaben zum Lernen anhalten und ihm dabei Nachhilfe leisten sollten. Zu einer Lernhilfe wären sie überhaupt nicht im Stande gewesen und sie blieben fest bei ihrer Ansicht, es sei Aufgabe einzig der Schule, dass die Kinder etwas lernen. So blieb der Vigl-Hans immerfort ein schlechter Schüler, die Lehrpersonen tadelten seine Faulheit und davon nahmen die anderen Kinder Anlass, ihren Mutwillen noch mehr an dem armen Zaunkönig auszulassen.

Einmal hetzten die schlimmen Buben den Hans auf dem Heimwege in den knietiefen, lehmzähen Schnee hinein und bewarfen ihn mit Schneeballen. Der gequälte Junge versuchte mit aller Kraft, sich aus dem Schnee herauszuarbeiten, vormochte aber nicht, seine Beinchen frei zu machen. Endlich gelang es ihm, den rechten Fuss empor zu reissen, aber der Schuh samt dem Strumpf blieben in Schnee zurück. Da fuhr just der Brotführer des Gassenbäck von Lautersgaden mit seinem Pferdeschlitten vorbei. Er schmitzte den losen Rangen mit der Peitsche um die Ohren, dass sie heulend davonliefen.

Dann half er dem weinenden Knaben aus dem Schnee und hob ihn auf den Schlitten, damit er sein nacktes Füsschen in den Decken wärmen könne. Auf dem Wagen sass neben einer Brotkiste ein etwa neunjähriges Mädchen, das funkelnde schwarze Augen, blonde Haare und ein sehr freundliches Gesicht hatte. Es wickelte um den blossen Fuss des Knaben sorgsam die Wollendecke und fragte dann mitleidig:

"Hast du zu kalt?"

"Ja", schluchzte der Knabe; "tber das macht nichts."

"Wie heisst du denn?"

"Hans heiss ich."

"Wo gehörst du hin?"

"Zum Greit auf dem Berg."

"Was? Bist du der Zaunkönig "

"Ja, ja—aber ich bin nicht bös, gewiss nicht", weinte der Knabe laut.

"Das weiss ich schon. Du bist ein armer Häuter. Magst du ein Brot?"

Ohne eine Antwort abzuwarten, nahm das Mädchen zwei weisse Kipfel aus der Brotkiste und schob sie dem Knaben in die Tasche. Unterdessen hatte der Brotführer im Schnee nach dem verlorenen Schuh und dem Strumpf des Knaben gesucht und sie endlich gefunden. Aber der Strumpf war so nass, dass er auf keinen Fuss ging, und der Schuh so zerrissen, dass man ihn überhaupt nicht mehr anziehen konnte.

"Wenn ich keinen Schuh mehr hab, erschlagt mich der Bauer", jammerte der Knabe.

"Mein Gott, der arme Bub!" sagte das Mädchen zum Brotführer. "Gregor, soll ich ihm nicht meine Schuhe geben? Ich mein', sie sind ihm gross genug."

"Willst du eine Heilige werden, Alberta? Du brauchst deine Schuhe doch selber, hahaha", lachte der Brotführer.

"Gar nicht brauch ich sie", bestand das Mädchen; "ich hab gute Strümpfe an und bleib immer auf dem Schlitten, bis wir heimkommen."

"Was werden aber Vater und Mutter sagen?"

"Nicht viel. Ich hab noch genug Schuhe daheim — drei Paar. Diese da sind meine schlechtesten."

Und schon löste sie die Bänder am rechten Schuh, streifte den Schuh vom Fuss und half dem Knaben, ihn anziehen. Da ihm der rechte Schuh gut passte, musste er auch den linken mit dem seinigen vertauschen. Der Knabe war so überrascht von dem ganzen Vorgang, dass er kein Wort hervorbrachte.

"Am besten wird es sein, du fährst jetzt mit uns bis zum Lärchenkreuz", sagte der Brotführer; "von dort hast du den besseren und näheren Weg zum Greithof."

Der Knabe nickte stumm mit dem Kopf. Während der kurzen Fahrt schaute er immerfort das Mädchen an, einmal fragte er leise:

"Wie heisst denn du?"

"Ich heisse Alberta."

"Wohin gehörst du denn?"

"Ich gehöre dem Gassenbäck in Lautersgaden."

"Du bist soviel gut. Vergelt's Gott! Vergelt's Gott."

"Du tust mir erbarmen."

Beim Lärchenkreuz setzte der Brotführer den Jungen ab. Noch einmal dankte der Knabe dem Mädchen und dem Manne. Hernach blieb er stehen und schaute dem Fuhrwerk nach, solange er es sehen konnte. — Als er nach Hause kam, gab es wohl Scheltworte, aber eine Züchtigung blieb ihm erspart, weil er bessere Schuhe heimbrachte, als er fortgetragen hatte.

Erst in seinem elften Lebensjahre konnte der Zaunkönig, wie alle Leute den Vigl-Hans nannten, die heiligen Sakramente empfangen. Der Pfarrer hatte ihn eigens zu sich in die Lehre genommen und dabei erkannt, dass der Knabe einen hellen Kopf und viel guten Willen, aber keine Möglichkeit zum Lernen habe Von dieser Zeit an blieb der Junge dem Pfarrer überaus zugetan. Von den Kindern sonderte er sich immer mehr ab und kniete oft in der Kirche vor dem Marienaltar oder auf dem Grab seiner Mutter im Friedhof.

V.

Länger als drei Jahre hatte der Flatterer nichts mehr von sich hören lassen. Sein Haus in Mitterkirch verwahrloste zusehends. Da ging plötzlich ein Gerede durch Langtal:

"Der Flatterer ist wieder da."

"Wo denn?"

"In Burgstein draussen, beim Lamplwirt, hat er gejodelt und Zither gespielt."

"Wie schaut er aus?"

"Er ist immer der gleiche Flatterer. Aber ein neues Gewand hat er an, und mit dem Geld wirft er herum."

In Mitterkirch sah und hörte man jedoch nichts von dem Verschollenen.

Hans, der Zaunkönig, war droben in der Luzenn, wo der Greitbauer ein Almrecht hatte, und half dort einem alten Hirten das Vieh hüten. Er bestieg jetzt oft den majestätischen, hellgrünen, sonnentrunkenen Himmliskopf, an dem er von Kindheit an mit Augen und Herz gehangen war. Einst hatte er gemeint, hinter dem Himmliskopf höre die Welt auf, jetzt sah er aber, dass sie da oben in unedliche Weiten auseinanderging. Unzählige Bergketten und Höhenzüge liefen in abwechslungsreichsten Formen und Gestaltungen dahin, da und dort lugte aus grünen Matten das dunkelblaue Auge eines Bergseeleins herauf, und ganz im Hintergrund wuchsen schneeweisse Gletscherberge mit ihren eisblinkenden Zinnen, Hörnern und Gipfeln riesenhoch in den Himmel hinein. Um ihre Schultern woben die langsam fahrenden roten, blauen, violetten, gelben Wolkenzüge einen weichen, immerfort wechselnden, silbergekräuselten Flor. Nach vorn sah man weit ins ebene Land hinaus, das Silberband eines Stromes blitzte hin und wieder auf, goldene Kornäcker und weisse Häuserfronten leuchteten durch den flimmernden Sonnenrauch.

Hans, der Zaunkönig, vermochte sich an der herrlichen Rundsicht niemals zu ersättigen. Immer wieder zog es ihn hinauf zu der himmelragenden Kuppe, und er fasste nachgerade eine schier zärtliche Liebe zu dem Berg seiner Kindheitsträume. Manchmal aber, wenn er hinaussah in die blauen Fernen, kam eine brennende Sehnsucht über ihn, fortzuziehen in die weite Welt, an das unendliche Meer, zu den grossen Städten, von denen der Lehrer in der Schule erzählt hatte. Eine besondere Freude war es ihm, droben am Berg auf dem Rücken zu liegen und immerfort zu schauen, wie die weissen, flaumigen Wolken unmittelbar über seinem Kopf still und traulich dahinzogen. Dann wanderten seine Gedanken wohl auch fort in den Himmel zu seinem Mütterchen, das er einst von diesem Berge aus hatte suchen wollen . . . An einem Samstag-Nachmittag war er am Himmliskopf eingeschlafen. Da hob ihn plötzlich jemand empor und küsste ihn auf die Wangen. Er riss die Augen auf und sah einen Mann, den er auf den ersten Blick nicht erkannte. Aber gleich rief er schon:

"Vater! Du bist es!"

"Hans, mein lieber! Ich hab dich lang suchen müssen", schrie der Mann.

"Die Leute haben gesagt, du kommst nicht mehr."

"Deinetwegen bin ich wieder gekommen. Hast du mich noch ein bisschen lieb? Sag, Hans?"

"Ja, Vater, ich hab dich schon lieb."

"Wie geht's dir beim Greitbauer? Schlecht genug, gelt? Sie lassen dich Hunger leiden und behandeln dich grob."

"Nein, zu essen geben sie mir schon. Und die andern sind alle gut, bloss vor dem Bauern fürcht ich mich."

"Was, fürchten vor dem Ochsenbauern Das soll ein End haben! Keinen Tag lang sollst du mehr bei dem Schinder bleiben. Ich hab schon einen andern Platz für dich gefunden, wo du etwas Ordentliches lernen und etwas Besseres werden kannst als ein Bauernknecht."

"Was soll ich denn lernen?"

"Die Spenglerei wie dein Vater. Ein guter Freund von mir, der Spenglermeister Jonek in Innsbruck, nimmt dich als Lehrling an. Freut dich die Sache nicht?"

"Freuen tät's mich schon; aber ich darf nicht fort, sonst geht es wie früher — sie lassen mich vom Gendarm holen, und der Bauer schlägt mich."

"Das gibt's nicht. Du bist kein Kind mehr, sondern ein grosser Bub und kannst hingehen, wo du willst. Und mir als Vater steht das Recht zu, dich zu einem Lehrmeister zu tun und etwas lernen zu lassen."

Die Augen des Knaben begannen zu leuchten, er glaubte den Worten des Vaters um so lieber, als sie seinen Wünschen entgegenkamen. Da fragte der Spengler:

"Hast du ein Sonntagsgewand?"

"Ja, ein neues, ein schwarzes", erwiderte der Junge.

"Kannst du es heraufholen in die Alm?"

"Nein. Aber morgen zieh ich es an, wenn ich zur Frühmesse hinunter in die Kirche geh."

"Das trifft sich gut. — Was tust du nach der Frühmesse?"

"Nach der Frühmesse muss ich schnell heimgehen und dann wieder in die Alm herauf."

"Jetzt gib acht, was ich dir sag. Du gehst nach der Frühmesse nur halbwegs nach Hause. Beim "Unser Herr im Elend"-Stöckl biegst du rechts ab und gehst durch den Alten Wald hinauf zum Hirtenstein — weisst du den?"

"Ja. Ich hab oft dort die Geissen gehütet."

"Gut so. Beim Hirtenstein wart ich auf dich und bring dir etwas zum Essen. Dann steigen wis schnell aufs Grillenjoch hinauf. Weil morgen Sonntag ist, begegnen wir keinem Menschen."

"Aber wenn ich nicht heimkomm, werden sie mich suchen."

"Bis sie dich suchen, sind wir längst über alle Berge. Wir gehen vom Grillenjoch hinunter ins Lackental, machen eine kleine Wanderschaft im Land draussen, schauen uns die Welt an, und zum Schluss treffen wir beim Meister Jonek in der Landeshauptstadt ein."

Hans, den Zaunkönig, dünkte es, als sollten seine rosigsten Träume in Erfüllung gehen. Wie oft hatte er sich hinausgesehnt in die Welt, um all die Wunder der Ferne zu schauen, und wie stark war seit langem schon sein Vorhaben, es

einmal zu etwas Grossem zu bringen, damit er stolz auf die herunter sehen könne, die ihn immer hänselten und neckten. Und jetzt rückte all das, was er sich wünschte, in unmittelbare Nähe. Darum stimmte er alsbald dem Vorschlag des Vaters zu.

Es verlief nun alles genau nach dem Plan, den der Flatterer entworfen hatte. Am Sonntag mittags, als es drunten im Dorf zwölf Uhr läutete, waren Vater und Sohn schon auf dem Grillenjoch, wo sie einen Imbiss nahmen. Zwei Stunden später erreichten sie das erste Dorf im Lackental, hielten sich aber daselbst nur kurze Zeit auf und gingen weiter nach Jirgenbach. Der Spengler wunderte sich, dass der Junge vor allen Liebfrauen-Bilderstöcklein, die am Wege lagen, stehen blieb und etwas vor sich hinflüsterte.

"Hans, was tust denn?" fragte er einmal; "bist du so ein Frommer?"

Darauf erwiderte der Knabe:

"Der Pfarrer hat gesagt, weil ich auf Erden keine Mutter mehr hab, sei Unsere Liebe Frau meine Mutter geworden, und das sei die allerbeste Mutter; nur müsse ich sie gern haben und viel zu ihr beten . . . Auch für dich soll ich beten, hat der Pfarrer gesagt."

"So, so . . . ja, ja . . . ist schon recht", stotterte der Flatterer. "Bet nur fleissig. Schaden tut das Beten nie. Ich bet schon auch, wenn ich Zeit hab, das heisst, ich bet alle Tag, freilich wird's oft ein bisschen kurz."

Beim Sternwirt in Jirgenbach musste der Spengler Nachtquartier nehmen, weil der Knabe sehr müde war. Er schaffte gleich einen Liter Wein an, trank drei Gläser über den Kopf aus und nötigte auch den Jungen zu trinken, vermochte aber keinen Tropfen in ihn hinein zu bringen. Dafür sprach der Knabe mit um so grösserem Appetit dem guten Nachtmahl zu, das der Vater kommen liess. Nachher entdeckte der Flatterer alsbald hinter dem Ofen eine Gitarre, und da tat er einen halblauten Jauchzer. Im Nu war die Gitarre gestimmt, und das Dudeln und Jodeln ging los. Den Jungen, der, mit dem Kopf auf dem Tisch liegend, eingeschlafen war, liess er von der Wirtin zu Bett bringen, er selbst aber wurde — angefeuert durch den Wein und den Beifall der anwesenden paar Dutzend Gäste — kitzlustig, sang immer höher,, spielte immer flotter und gab seine tollsten Spässe zum besten. Erst um ein Uhr nachts kam er beduselt und übermüdet in das Zimmer, wo der Knabe schlief, und legte sich zu ihm ins Bett. Eine Zeitlang betrachtete er beim Kerzenlicht das unschuldige Gesichtchen des ruhig schlafenden Knaben. Das rührte ihn und noch mehr die Wahrnehmung, dass der Knabe ein Rosenkränzlein um den Hals geschlungen hatte. Das Licht ausblasend, versuchte er jetzt ein Nachtgebet zu sprechen. Dieses fiel zwar demütig aus, aber mehr als kurz und lautete:

> "O Herrgott, druck ein Aeglein zue,
> I leg mi nieder wie a Kueh."

Dann schlief er schon.

Am Morgen brachen sie frühzeitig auf und wanderten immerfort talauswärts, bis sie abends im Dorf Sailing längere Rast machten. Beim "Grünen Turm" daselbst fragte der Spengler nach zwei Männern, die er genau beschrief. Da lachte der Wirt und erklärte:

"Die beiden sind vor zwei Stunden auf den Rieselstein hinaufgegangen und warten dort auf einen gewissen Flatterer, den sie schön grüssen lassen."

Der Rieselstein war eine drei Viertelstunden ausserhalb Sailing auf einem Waldhügel gelegene Schenke, wo man nicht nur einen guten Wein trank, sondern auch eine weite Rundsicht genoss. Dorthin lenkte der Spengler mit seinem Sohn, obwohl es bereits zu dunkeln anfing, noch die Schritte. Ganz dunkel wurde es jedoch überhaupt nicht; denn alsbald stieg der Vollmond hinter den Waldbergen herauf und goss sein grünschimmerndes Silberlicht in die warme, weiche Julinacht hinein. Langsam stapften Vater und Sohn den Waldweg empor. Nach etwa zwanzig Minuten kamen sie an eine Lichtung, die von einem Kranz hoher Buchen umgeben war. Da schlug ihnen plötzlich die sonore Baritonstimme des Frackbichlers entgegen, der begeistert in die Nacht hinaus sang:

> "Wie ist die Welt so schön,
> Wie ist die Welt so weit —
> O du holde, goldene Jugendzeit!"

Und schon standen die zwei Gesuchten — der Schnatterer und Frackbichler — vor dem Flatterer. Dieser fragte etwas verdutzt:

"Wie? Seid ihr da?"

"Wo denn sonst sollten wir sein?" fragte der Schnatterer entgegen.

"Auf dem Rieselstein, natürlich."

"Dort ist eine fade Gesellschaft, die einem jede Lust vergällt; wir sind darum wieder hierher zurückgekehrt."

"Und wo sollen wir denn übernachten?"

"Hier in Gottes wundervoller Freiherberge, im Prunksal der Natur", rief, von dichterischem Schwung erfasst, der Frackbichler; "da auf dem sammetweichen Graspfühl schläft es sich tausendmal besser als auf einem plumpen Federsack in muffiger Kammer. Die Buchen und Linden breiten einen smaragdgrünen, duftigen Baldachin über unser Lager, zuhöchst droben schliesst der Himmel mit seiner flimmernden Sterndecke unser Quartier, und der Mond, der gute Mond, hat extra für uns seine Silberlaterne angesteckt, damit wir hinreichende Beleuchtung haben."

"Dank schön für Quartier und Beleuchtung! Dabei können wir aber elendiglich verdursten und verhungern."

"Wider derlei Gefahren sind wir reichlich gewappnet", fiel die lachende Basstimme des Schnatterers ein; "drei Literinnen Wein sind allhier, nebst einigem Bier, und wenn's dich juckt, noch ein rissiger Enzianer. Auch etwas Kräfti-

ges zum Beissen haben wir vom Rieselstein hergebracht."

Nach dieser Rede wandte er sich dem Knaben zu, den er länger als drei Jahre gänzlich übersehen und nie mit einem, auch nur dem kleinsten Geschenk erfreut hatte.

"Mein lieber Gotlbub ist auch da — wie mir das gefällt!" heuchelte er. "Weisst du, Hans, ich hab jeden Tag an dich gedacht, und wenn's dir bei dem Kuhbauern nicht am allerschlechtesten gegangen ist, hast du es mir zu verdanken."

"Grüss dich Gott, Hans! Mir ist immer um dich zeitlang gewesen. Jetzt sind wir wieder alle glücklich beisammen", jubelte der Frackbichler.

"Das Wiedersehen muss gefeiert werden, und ein Herz, das lustig schlagen soll, das muss begossen werden", rief, halb singend, der Flatterer.

"Der Frackbichler ist heute unser Wirt", erklärte der Schnatterer, "er zahlt alles."

"Ist er auf eine Dukatenwurzel getreten?"

"Er hat seiner Tante schweres Blech geschnappt."

"Das ist nicht wahr. Die Tante hat mir das Blech aufgedrängt, weil ihr Herz von einem Gedicht, mit dem ich sie besungen, zu Tränen gerührt war."

"Zuerst wollen wir Wein trinken, dann das Gedicht hören."

"Nein, voraus geht das Gedicht, Passt auf, es lautet:

Du bist wie eine Blume,
O holde Tante mein,
Ich singe dir zum Ruhme
Ein Lied ins Ohr hinein.

Mir ist, als ob ich die Hände
An's Herz dir legen sollt,
Ich will kein' andre Spende
Als deiner Liebe Gold.

"Bravo! Bravo! Am besten ist der Liebe Gold, das sich nachher in Wein und Bier und Schnaps verwandelt."

"Ihr seid Barbaren. Ihr habt keinen Funken Geschmack an Kunst und dichterischer Ader."

"Desto mehr an Gersten- und Rebensaft. Jetzt stell auf und schenk ein!"

Alsbald kreisten die Gläser in der Runde, und binnen kürzester Frist waren sechs Flaschen Bier und ein Liter Wein glatt erledigt. Von dem Nachtmahl, das aus Brot, Speck und Käse bestand, erhielt den besten Teil der Knabe. Dieser legte sich hernach auf den Grasboden und schlief ein, während die drei Kumpane den weiteren Flüssigkeiten tapfer zu Leibe gingen. Der Flatterer pfiff hin und wieder ein Liedchen und leckte dabei unverdrossen am Glas, der Schnatterer schlürfte den Trank in dünnen, aber langen Zügen durch seine winzige Mundöffnung und schüttelte nach jedem Zug heldenhaft seinen strohgelben Weihwedelkopf, der Frackbichler aber geriet in immer höhere Begeisterung. Plötzlich stand er auf, hob sein Glas gegen den Himmel und sprach:

"Wir müssen doch unsern treuen Nachtwächter, den hochgeborenen Herrn Mond, leben lassen, der uns mit seiner Silberlaterne so beharrlich zum Festtrunk leuchtet."

Darauf sang er aus voller Brust:

"Guter Mond, du gehst so stille
Durch die Abendwolken hin;
Ich bringe dir des Weines Fülle,
Das ist die beste Medizin."

"Lass doch den armen Mond in Ruhe", brummte der Schnatterer. "Er hat ehedem hier in unserem kühlen nordischen Land nichts zu lachen und macht immer ein griesgrämiges Gesicht."

"Wo macht er denn ein lustigeres, he?" begehrte der Frackbichler auf.

"Du, Frackeler, hör, ich will dir etwas sagen. Unser deutscher Mond ist ein schwindsüchtiger, dürrer Wicht, eine Zwergfigur. In Italien, in Spanien und namentlich in Frankreich haben sie einen ganz anderen Mond, einen properen, burschikosen Gesell, zwanzigmal grösser als unsriger hier."

"Und viereckig von Gestalt, nicht wahr?" stocherte der Flatterer.

"Nein, viel runder als unsriger, so rund wie ein Zehnhektoliterfass."

"Wenn's voll ist oder leer?"

"Der französische Mond ist immer voll und macht ein so grosses, lustiges Gesicht, dass ganz Frankreich lachen muss."

"Du hast jedenfalls nicht mitgelacht, weil du niemals in Frankreich warst", gab der Frackbichler zu verstehen.

"Ich? Ich war nicht nur in Frankreich, sondern auch zehn Monate in Paris."

"Hahaha, Gevatter, du verwechselst Frankreich mit Sellrain und Paris mit Gries, wo du Kappen verkauft hast," lachte der Flatterer.

"Leute, die nicht weiter gekommen sind, als der Kirchturmhahn schaut, nehmen den Mund am vollsten", polterte der Schnatterer. "Ich habe die Welt gesehen und kann dir verraten, dass sie zwischen Imst und Rattenberg nicht Platz hat."

Er trank zornig ein Halbliterglas leer und schwieg.

Da nahm wieder der Frackbichler das Wort.

"Unser guter deutscher Mond kann sich mit Ehren in aller Welt sehen lassen", rief er hochtönend; "er mach die schönste Figur am funkelnden Sternenhimmel, er scheidet den Tag von der Nacht und leuchtet in unsere wonnigsten Träume hinein. Mehr als hundert Dichter haben ihn schon besungen. Wollt ihr hören, was ein grosser deutscher Dichter von ihm singt?"

"Nein, lieber nicht. — Wir danken bestens."

"Und doch, ihr sollt es hören und euch daran begeistern. Das Gedicht passt trefflich in unsere gegenwärtige Situation, horcht nur."

(Fortsetzung folgt)

Brauchst Du ein neues H

Man braucht immer etwas Neues, ganz gleich, ob man in de Stadt wohnt oder auf dem Lande. Und wenn man etwas Wichtige braucht, dann beginnt man zu sparen. Sparen aber heisst, so weni als nur möglich unnötige Sachen zu kaufen, um Geld für das Wich tigste zu haben.

Die gegenwärtige Zeit ist unsicher. Vielleicht brauchst Du wirk lich einen neuen Stall oder ein neues Haus oder neue Maschinen fü Deine Farm. Wäre es aber klug, neue Sachen in einer Zeit anzu schaffen, die Dir mit einer einzigen Fliegerbombe alles zerstören kann Wenn Du Dir etwas Neues anschaffst, dann musst Du auch die Ga rantie haben, dass Du es behalten und benutzen kannst. Und dies Garantie hast Du heute nicht. Sei deshalb vorsichtig mit Deinem Geld Lege es dort an, wo es absolut sicher und zu gleicher Zeit auch a allernotwendigsten ist.



WEISST DU, WO DEIN GELD AM SICHERSTEN UND A ALLERNOTWENDIGSTEN IST?

HILF DEINEM LANDE IN DER KRIEGSANLEIHE. KAUF VICTORY BONDS! Dann liegt Dein Geld gut verwah in den Händen Canadas. Und Canada garantiert Dir nich nur vollste Rückzahlung, es gibt Dir Dein Geld mit gute Zinsen zurück.

PROVINCIAL V

s oder einen neuen Stall?

Kaufst Du **VICTORY BONDS** dann hilfst Du zu gleicher Zeit den Krieg abzukürzen und schneller zu besseren, sichereren Zeiten zu kommen. Und wenn diese Zeiten da sind, dann wirst Du mit Deinem Gelde kaufen und bauen können ohne Furcht, dass man Dir Haus und Hof über Nacht zerstört.

CANADA BRAUCHT

$750,000,000

ES BRAUCHT DIESES GELD ZUR WIEDERHERSTELLUNG DES FRIEDENS.

— KAUF VICTORY BONDS — UND DU HAST DIE GARANTIE, DASS DU IN FRIEDEN UND IN FREIHEIT BENUTZEN KANNST, WAS DU KAUFEN ODER BAUEN WILLST.

Wie kauft man Victory Bonds?

Es werden Dich Victory Bond Verkäufer besuchen. Kaufe bei ihnen. Oder gehe in eine Bank und kauf dort. Bist Du Lohnarbeiter, dann kann Dein Arbeitsgeber für Dich einen Victory Bond kaufen. Nach Uebereinkommen wird er dann wöchentliche oder monatliche Abzüge von Deinem Lohn vornehmen, bis Dein Bond bezahlt ist. Bist Du Farmer? Geh zu Deinem Elevatoragenten und befrage ihn über den neuen "Ticket Plan", der jedem Farmer Gelegenheit gibt, der Regierung Geld zu leihen. — **Kaufen wir Victory Bonds,** es ist Bürgerpflicht.

OAN COMMITTEE

DIES UND DAS

(Fortsetzung von Seite 3)

Eier, Butter usw. kämen, dann wären wir bald so weit, dass der Farmer, unabhängig vom Weizenpreis des Weltmarktes, sich selbst gut versorgen könnte.

Das ist so ein kleiner Einblick in die Wirtschaft, wie die katholische Kirche sie sieht. Dasselbe sprechen die päpstlichen Enzykliken aus, so z.B. die Enzyklika "Rerum Novarum", wenn sie sagt: "Darum ist mit aller Macht und Anstrengung dahin zu arbeiten, dass wenigstens in Zukunft die neugeschaffene Güterfülle . . . in breitem Strom der Arbeiterschaft zufliesse." Und weiter: "An erster Stelle steht dem Arbeiter ein ausreichender Lohn zu für seinen und seiner Familie Lebensunterhalt."

Hiermit ist gesagt, was wir in unserer Wirtschaft anstreben sollen: Güter erzeugen für den Markt der Heimat und Löhne zahlen, die den Verdienern die Möglichkeit geben, diese Güter zu kaufen. Das aber setzt eine vollständige Umkehrung unseres wirtschaftlichen Denkens voraus. Der Dollarverdienst muss heraus aus unseren Gedanken und erstes und letztes Ziel unseres Wirtschaftens muss wieder die Versorgung des Menschen werden. Nicht die Frage: Wieviel kann ich dran verdienen? soll unser Produzieren, unser Lohnauszahlen und Verkaufen leiten, aber: Was muss produziert werden, wie und wofür habe ich meine Ware anzuwenden und wie sind Löhne zu erreichen, die dem Verdiener die Möglichkeit geben, Waren zu kaufen? Denn es ist doch einmal klar, dass es dem Farmer nicht viel nutzen würde, für den Heimatsmarkt zu arbeiten ohne fester Garantie, dass ihm die Frucht seiner Arbeit auch abgekauft wird, und zwar abgekauft für gebührende Bezahlung. Hier hat es keinen Zweck, sich über Wirtschaftsprogramme der einzelnen Parteien zu streiten: Alle, jede Partei, Arbeitsgeber, Farmer, Arbeiter, Kleingeschäftsmann und Grossindustrie, alle müssen sie sich umstellen von der Gewinnwirtschaft zur Versorgungswirtschaft.

Sparen. Sparen heisst, das Unnötige beschränken, um das Notwendige zu haben. Heute werden wir von unserer Regierung ununterbrochen aufgefordert, das Sparen in diesem Sinne zu üben, um das gegenwärtig Allernotwendigste, die Mittel zur Verteidigung des eigenen Landes, zu haben.

Mit dem Sparen hätten wir viel viel eher beginnen sollen. Es hätte uns vor vielen wirtschaftlichen Uebeln bewahrt. Unsere Dollarwirtschaft hatte aber keinen Sinn für dieses Sparen. Sie sprach höchstens von Sparbanken, in die wir unser Geld einlegen sollten. Und das tat sie mit sehr feinem Geschäftssinn. Es ging ihr nicht darum, dass wir Geld beiseite legen, um es nicht auszugeben: Das in den Banken eingelegte Geld sollte die Kapitalsbildung fördern. Und dieses durch Spargelder gebildete Kapital wurde dazu verwendet, immer neue, lebensunnotwendige Waren herzustellen, die dann durch ein grossangelegtes Reklamewesen der Allgemeinheit zum Kauf angepriesen wurde. Man sollte Spargelder einlegen, und zu gleicher Zeit kaufen, kaufen und wieder kaufen. Und zwar Sachen, ohne die wir ganz bestimmt satt, gesund und gut bekleidet geblieben wären. Denken wir doch nur einmal an die Puder, Lippenstifte, Kremen usw., die von der Kosmetikindustrie hergestellt werden. An die Film-, Auto- und Radioindustrie. War alles notwendig, was dort produziert wurde? Hätte man einen Teil des dort hineingelegten Geldes für gerechte Arbeitslöhne verwendet, die die Kaufkraft des Verdieners erhöhen, hätte man zu gleicher Zeit zunächst einmal genügend lebensnotwendige Sachen für einen Preis produziert, der es jedem möglich macht, seinen Teil zu erwerben, wäre es dann nicht anders geworden?

Hier ist es aber wieder einmal so: Geschäft und Verdienst geht vor Versorgung. Nach diesem Prinzip wird produziert bis zum Ueberfluss. Produktion verschafft Arbeit, ja wohl, und Arbeit bringt Geld. Wenn wir uns aber für das verdiente Geld nichts kaufen können, dann muss in dieser Rechnung etwas falsch sein. Und das ist es auch. Jeder von uns versteht, dass eine Kriegsrüstung, wie wir sie heute haben, eine furchtbare wirtschaftliche Belastung mit sich bringt. Kriegsindustrie produziert weder Brot noch Kleidung. Dass aber die Erzeugung unnützer Dinge ganz gleich zu beurteilen ist, das können wir nun einmal nicht verstehen. Vielleicht sehen wir das etwas klarer, wenn wir uns die vielen Millionen Autos, die Riesenziffern der Telephone, der Radios, der Luxusseifen und -kremen vor Augen halten. Alles das hat vielen Arbeitern Verdienst gegeben — hat die Allgemeinheit aber auch sehr arm am täglichen Brot gemacht.

Heute werden wir zum Sparen aufgefordert. Und Sparen heisst — wie schon oben angeführt — das Unnötige beschränken, um das Notwendige zu haben. Es besteht kein Zweifel, dass es Pflicht eines jeden Bürgers ist, in Zeiten wie die unsrigen, in diesem Sinne zu sparen, um das so Ersparte für Kriegsanleihen und Kriegssparzertifikate anzuwenden. Es wäre aber grundfalsch, nach dem Kriege dieses Sparen wieder zu vergessen. Von ihm hängen Wohl oder Wehe unserer Zukunft ab. Rufen wir nicht nach neuen Ordnungen? Sagen wir nicht immer wieder, es könne unter keinen Umständen so weiter gehen wie es bis jetzt ging? Die nach dem Kriege so erwartete neue Ordnung wird uns nur dann zum Heile sein, wenn wir zurückkehren zum allernatürlichsten aller Wirtschaftssysteme: Zur Wirtschaft der Versorgung. Und das ist eine Wirtschaft, die erst für den Menschen sorgt, und dann erst nach dem Dollar frägt.

Der Schriftleiter.

Unsere Laienbrüder

Von P. Jos. Schneider O.M.I.

Sie sind die nichtpriesterlichen Hilfskräfte in den Männerorden und ihren Missionsfeldern. Bedeutung und Schönheit dieses Apostolates sind uns noch in den letzten Monaten ins Gedächtnis gerufen worden. Konnte doch der Marienbote kürzlich berichten von zwei goldenen Laienbrüderjubiläen in der Oblatenprovinz von Regina! Jeder der beiden Jubilare erhielt Zeichen höchster Wertschätzung von seiten der ganzen Ordensfamilie. Der Festtagsschmuck der Häuser; das feierliche Levitenamt mit Predigt; das Eintreffen von Glückwunschtelegrammen; die Gegenwart zahlreicher Priester, die beim ersten Morgenstrahl sich auf den Weg gemacht, um bei Beginn der Feier an Ort und Stelle zu sein: all das mochte den beiden Brüdern zeigen, wie hoch man sie und ihre Dienste wertet.

Der eine von ihnen ist ein gelernter Schreiner und Kunstschnitzer; der andere betätigt sich als Schneider. Wie viel neue schwarze Röcke dieser zusammengefügt und wie viel alte er geflickt und wieder tragfähig gemacht, das weiss Gott allein. Und wie viel unbezahlbare Arbeit der erstere geleistet, wie viele Altäre er gezimmert, das steht im Buch des Lebens. Beide haben sich aber auch in dem halben Jahrhundert ihres Ordenslebens zu irgend etwas Anderem gebrauchen lassen. Denn das ist unserer Brüder Ehre: "Mädchen für Alles" zu sein! Ueberall und unter allen Umständen ihren Mann zu stellen. Wie sie deshalb Bewunderung verdienen in den Schöpfungen ihrer Kunst und ihres Handwerks, so noch mehr in der Uebernahme von Knechtsarbeiten, so wie sie das tägliche Leben mit sich bringt. Solltest sie einmal sehen in Betreuung des Viehs und der Maschinen; beim Schruppen und Fegen, beim Heumachen und Kartoffelschälen! Und für all das erhalten sie nie einen Cent, oft nicht einmal das kleinste Lob.

Man denke sich die Unsumme der Arbeit, die so geleistet wird. Die Riesenausgaben an Geld, die dank dieser Arbeit dem Reiche Gottes erspart bleiben! Den gewaltigen Fortschritt, der ohne solches Heldentum unterbleiben müsste!

Wie schade, dass die Zahl unserer Arbeitsbrüder so gering! Im Alten Lande ruhten die Sorge für Küche und Keller, Wäscherei und Druckerei, Sakristei und Büro in ihren Händen. Studienanstalten und Arbeitszentren der verschiedenen Orden, waren stolz auf ihre stattlichen Zahlen. 40—60 Brüder an einem Platz war keine Seltenheit. Ohne sie konnte man sich das Leben garnicht denken. In der Kapelle, im Speisesaal; bei Theateraufführungen wie bei Aussendung frischer Kräfte in die Heidenmissionen: überall waren die Brüder dabei! Auf den Friedhöfen schlummern sie mitten in den langen Reihen der Patres.

In Amerika finden sich von ihnen trotz der Arbeitslosenheere immer nur kleine Gruppen, die stetig dünner werden. Der tiefste Grund dafür ist der allseitige Materialismus, der über uns hereingebrochen ist. In seinem Gefolge die sog. "neutrale" d.h. christusfeindliche Schule; die Jagd nach Geld und Vergnügen und nicht zuletzt die leeren Wiegen. Es mögen noch manche andere Ursachen mitspielen. Tatsache ist, dass es zu wenig Arbeitsbrüder in den Klöstern gibt und das ist sehr, sehr schade. Als Folge davon müssen Arbeiter aus der Welt herangezogen werden; müssen bezahlt und beaufsichtigt werden, in der Heimat sowohl als auf den Missionsfeldern. Welche Verluste an Geld, an Fortschritt, an aufbauender Arbeit! So mancher Posten im Heidenland muss unbesetzt bleiben. So manche Schule bleibt ungebaut, so manche Pläne zerrinnen im Nichts.

Welche Einbusse auch an idealen Werten! Denn unsere Brüder beteiligen sich im Kloster regelmässig an allen Gebeten, an der Betrachtung und geistlichen Lesung. Sie leisten Hervorragendes durch Busse und die Macht und den Segen des guten Beispiels. Frage irgendwelche Ordenspriester: sie können dir Geschichten erzählen vom sittlichen Hochstand so

Der Vater sorgt

Du schöne Lilie auf dem Feld,
Wer hat in solcher Pracht
Dich vor die Augen mir gestellt,
Wer dich so schön gemacht?

Wie trägst du so ein weisses Kleid,
Mit goldnem Staub besät,
Dass Solomonis Herrlichkeit
Vor deiner nicht besteht!

Gott hob dich aus der Erde Grund,
Hat liebend auf dich acht;
Er sendet dir in stiller Stund
Ein Englein bei der Nacht.

Das wäscht dein Kleid mit Tau so rein
Und trocknet's in dem Wind
Und bleicht es in dem Sonnenschein
Und schmückt sein Blumenkind.

Du schöne Lilie auf dem Feld,
In aller deiner Pracht
Bist du zum Vorbild mir gestellt
Zum Lehrer mir gemacht.

Du schöne Lilie auf dem Feld,
Du kennst den rechten Brauch.
Du denkst: der hohe Herr der Welt
Versorgt sein Blümlein auch.

Philipp Spitta.

mancher Brüder. Ich weiss von einem, der in kalter Winternacht im ungeheizten Hause immer wieder aufgestanden ist, um in der Klosterkapelle das ewige Licht im Gang zu halten. Ein anderer pflegte sogar das Vieh in die Kirchenfasten einzubeziehen. An gewöhnlichen Freitagen gabs karge Rationen für die Schweine und am Karfreitag erhielten sie nichts. Als ihm einmal das Crucifix in die Jauchegrube fiel, hat er nicht mit einem eisernen Haken danach geangelt; er ist höchstpersönlich hinuntergestiegen und hat mit den Händen danach gefischt und der Wohlgeruch dieser Tat hat ihm wochenlang in den Kleidern gehangen.

Was soll man erst sagen von den Heiligen unter den Laienbrüdern? Wir alle kennen den hl. Konrad von Altöttingen in Bayern; den sel. Gerald Majella; den hl. Paschalis Baylon, den seine überwältigende Liebe zum hhl. Sakrament zum Patron der Eucharistischen Congresse erhoben hat. Und wer kennt nicht den sel. Bruder Andreas, der 1937 nach einem Leben der Wunder in Montreal gestorben ist. Mehr als eine Million Menschen erwiesen ihm die letzten Ehren, und selbst von nichtkatholischen Kanzeln erklang sein Lob über alle Massen. Ja, unter unseren Arbeitsbrüdern gibt es Heilige. Von allen aber gilt das Wort des Herrn: "Freuet euch nicht der Wundergaben . . . frohlocket vielmehr, dass eure Namen im Buch des Lebens stehen."

Man hat die Brüder "stille Helden" genannt. Ihr schlichtes Wirken ist in der Tat eine lebenslange Predigt gegen die Sucht nach äusserem Glanz und eitler Wichtigtuerei. Beides ist heute an der Tagesordnung. Sittliche Grösse will man nicht; Verstandesschärfe ist eine seltene Gabe. Aber man will sich Geltung verschaffen um jeden Preis. Deshalb müssen Kleider herhalten, Leibesschönheit und Gold, Und wo das nicht ist, greift man zu Sinnesreizen. Irgend etwas ist gut genug, wofern man nur in die Zeitung kommt.

Wie verächtlich erscheint dieser Wahnsinn im Lichte des stillen Heldentums unsrer Arbeitsbrüder! Ungekannt und ungenannt verspenden sie sich selbst; verspenden sich für den Gottmenschen und Sein Reich auf Erden. Und das ist wahre Grösse. Die Grösse Johannes des Täufers; die Grösse der Apostel und der Heiligen; die Grösse der Kirchenväter. Ja, auch ein Anastasius, Chrysostomus und Cyprian haben nicht immer auf der Kanzel oder den grossen Kirchenversammlungen die christl. Lehre verteidigt. Sie haben Jahre verbracht in der Verbannung, in der Wüste, auf der Flucht; in der Einsamkeit trostlosen Leidens. Der Wert ihres Schaffens aber lag einzig in dessen Verbindung mit Christus. An diesem Masstab gemessen sind unsere Brüder wahrhaft gross. Sie sind Christi Freunde, Christi Pioniere, Christi Opfer. Und nicht minder Christi Lieblinge.

Beten wir, dass der Herr mehr Brüder in Seinen Weinberg sende!

Gott lässt seiner nicht spotten

Das Schicksal dreier junger Leute in Tiefhartmannsdorf beschäftigt dort, wie aus Hirschberg (Schlesien) geschrieben wird, stark die Oeffentlichkeit. Im Frühjahr letzten Jahres gründeten vier etwa zwanzigjährige Leute einen Klub, dem sie den sonderbaren Namen "Immer blau" (d. h. immer betrunken) gaben. Eines Tages, als sie wieder einmal dem Alkohol reichlich zugesprochen hatten, gingen sie auf den Friedhof und trieben dort Unfug. Als man sie fragte, was sie dort zu suchen hätten, gaben sie übermütig zur Antwort, sie hätten sich nur ihre Grabstellen ausgesucht und wollten so beieinander liegen, dass eine Kiste Bier zwischen ihnen Platz habe. Im Laufe des Sommers sind drei von den jungen Leuten ums Leben gekommen. Kurze Zeit nach diesem Friedhofsbesuch starb der eine der Klubgenossen H. B. im Hirschberger Krankenhause. Nach einer feuchtfröhlichen Feier war er mit dem Rade nach Krummhübel zu seiner Arbeitsstätte gefahren, hatte sich dabei eine schwere Erkältung zugezogen und war gestorben. Im Sommer folgte ihm ein zweiter Klubkamerad G. S. ins Grab. Dieser war in angetrunkenem Zustande mit seinem Rade die steile Strasse von der Kapelle nach Tiefhartmannsdorf heruntergefahren, gegen einen Strassenstein gestossen, vom Rade gestürzt und tot liegen geblieben. Im September ging es einem dritten Klubgenossen R. H. nicht besser. Sowohl er wie ein Bekannter waren in animierter Stimmung und wollten, obwohl sie von den Eltern gewarnt worden waren, mit dem Motorrade noch eine Fahrt machen. Am Dorfausgang nach Kauffung zu prallten sie aber so heftig gegen einen Strassenstein, dass der mitfahrende "Immer Blaue" vom Soziussitz geschleudert wurde und auf der Stelle tot liegen blieb. Von den vier Klubgründern ist somit heute nur noch einer am Leben. Pastor B. wählte bei der Beerdigung des dritten Klubgenossen die Stelle: "Irret Euch nicht, Gott lässt seiner nicht spotten" zum Thema der Predigt.

———o———

Am 1. September 1715 starb in seinem Prunkschlosse zu Versailles Ludwig XIV. von Frankreich, genannt der "Sonnenkönig". Im Augenblick des Todes schlich ein Diener leise zur Uhr, deren Ticken die erhabene Stille störte, und stellte sie ab. Und heute noch, nach mehr als zweihundert Jahren, steht die Uhr auf 4 Uhr 31 Minuten. Irgendeinmal kommt der Tod, um jedem die Lebensuhr abzustellen, und wo sie stand, das wird sie ewig zeigen . . .

Marianischer Missionsverein

Unser heutiger Artikel ist eine Fortsetzung des Missionsvereinsartikels der Septembernummer unseres Marienboten. Er erzählt uns von der Missionsarbeit der Oblatenpatres im hohen Norden Canadas. Ist es nicht schön, wenn die Mitglieder des Marianischen Missionsvereins sich sagen können, sie haben mitgearbeitet an den Gottesfrüchten der Eismission durch ihre Opfer und Gebete? Wer noch kein Mitglied des Missionsvereins ist, schreibe an den Schriftleiter dieses Blattes. Dort er-

Blüten des Nordens

(Fortsetzung.)

1. Die Sehnsucht nach der frohen Botschaft.

Und wie sich diese armen Leute nach der heiligen Taufe sehnen, die sie zu Kindern Gottes macht! Wenn es ihnen auch manchmal recht schwer werden will, die christlichen Wahrheiten in ihren alten Kopf hineinzubringen, der Gedanke an den bevorstehenden Gnadentag gibt ihnen immer wieder neue Kraft.

Ein Beispiel möge dies zeigen.

Es war am Pelikan-See im Süden Keewatins, Oktober 1880. Eine grosse Anzahl Indianer war dort zusammengekommen, und aufmerksam lauschten sie den Worten des Missionars. Auch ein steinaltes Mütterchen befand sich unter den Taufbewerbern. 84 Winter waren bereits über sie hingegangen. Niemand wusste so viel Gespenstergeschichten wie sie; der Vorrat schien unerschöpflich. Tage und Nächte lang konnte sie davon erzählen. Wenn man sie über die Jagd fragte, wie man den Bären fangen, den Hasen erlegen müsse, überall wusste sie Bescheid. Aber kaum fing man ihr von der christlichen Religion an oder suchte ihr auch nur das kleinste Gebet beizubringen, da war es, als sei ihr das Gedächtnis mit einem Schlag erfroren.

Eines Tages nun setzte die Schülerin die Geduld des P. Lecoq mehr als gewöhnlich auf die Probe, und er erklärte ihr unwirsch, er könne sie unmöglich zur heiligen Taufe zulassen, sie sei viel zu unwissend.

Da fiel das arme Mütterchen auf die Knie und beschwor den Schwarzrock unter Tränen, Barmherzigkeit walten zu lassen.

"Wie, mein Enkel", sagte sie, "wirst du es über dich bringen, dass du mich auch nach meinem Tode dem Elend preisgibst, wo ich doch schon in diesem Leben so viel durchmachen musste?"

Der lebendige Glaube rührte den Pater, und er versprach ihr die Taufe.

Von nun an stand die gute Alte jeden Morgen lange vor der Zeit vor der Blockhütte der beiden Missionare und wartete auf den Beginn der heiligen Messe, der sie dann mit einer Andacht beiwohnte, die alle erbaute.

Bei der kommenden Sonntagsmesse jedoch sah der Pater, wie seine Taufbewerberin ausser ihrer gewöhnlichen Tracht aus Elentierhäuten noch einen Ledersack von der Form und Grösse einer Hirtentasche trug, den sie dann während des heiligen Opfers in ihren Händen hielt.

Am ersten Sonntag sagte P. Lecoq nichts. Der zweite Sonntag kam. Widerum sah er, wie die Alte den seltsamen Ledersack während der heiligen Messe in ihre Hände nahm. Das war Aberglaube. Offenbar waren heidnische "Medizinkräuter" darin, die bösen Geister zu beschwören. In barschem Ton fragte sie der Schwarzrock darum nach dem Gottesdienst, ob sie denn immer noch zum Teufel ihre Zuflucht nehme.

"Ach, mein Enkel", antwortete das alte Mütterchen, "zürne mir nicht! Du hast mir gesagt, ich sei das unwissendste Weib auf der Welt, und das ist wohl wahr, da ich auch nicht das kleinste Gebet zu Gott sagen kann. Und das ist auch der Grund, warum ich den Sack in meinen Händen halte." Bei diesen Worten zog die Alte ein grosses Paket Birkenrinde aus der besagten Tasche und wickelte es auf. Ein zweites Birkenrindenpaket kam zum Vorschein, dann ein drittes, dann ein Papier, ein zweites Papier und schliesslich ein schönes Bild der lieben Mutter Gottes mit einem herrlichen Gebet.

"Da ich während der heiligen Messe Gott nichts zu sagen weiss", erklärte sie dem verwunderten Schwarzrock, "bitte ich ihn also um Barmherzigkeit: Mein Gott, ich bin so dumm wie ein Vieh (der indianische Kraftausdruck lautete noch etwas stärker); du kennst jedoch alle die guten und schönen Dinge, die auf diesem Bild geschrieben sind, und all diese guten und schönen Dinge sagte ich dir—nimm du sie an!"

"So lautete das Gebet dieses guten Mütterchens", schreibt P. Lecoq am Schluss seines Berichtes. "Ich spendete ihr wenige Tage nachher die heilige Taufe. Dann reiste sie allein in ihrem Rinderkahn zum Renntier-See, dort den Winter zuzubringen. Ich konnte die Arme nicht ohne Tränen scheiden sehen. Welche Mühsale harrten ihrer während des langen, bittern Winters! Denn sie hat kein Blockhaus, und die Nahrung muss sie sich suchen unter Schnee und Eis!"—Wer denkt da nicht an das Gebet Christi: "Ich danke dir, Vater, Herr des Himmels und der Erde, dass du diese Dinge verborgen hast vor den Weisen und Klugen, den Kleinen aber sie offenbartest" (Luk. 10, 21).

(Fortsetzung folgt)

WE ARE TOLD

In the midst of the hustle and bustle of the modern world in which we live, we rarely pause to consider all the truths and untruths that are told. Why should we? We pride ourselves in being considered rational beings. As good human threshing machine, we can separate the wheat from the chaff. The child of our modern school system, and here I refer particularly to that ultra-special group, that is so adapt at speaking platitudes, and chattering so wisely about subjects that the wise approach with fear and trembling, tell us that we belong to the freest, the most enlightened, and advanced group of people the world has ever seen. We are told that, mind you; not that I misbelieve them, but that forms the basis of conversations in the salons of the well-fed, dog-loving, social-climbing women; and it must be true, for do not the truly great, honest-to-goodness politicians, scientists, and particularly our great daily newspapers, the bible of the masses, proclaim that same fact in bold type, fine type, screaming headlines, and pseudo-scientific articles in their Sunday supplements?

To come back to our subject after this meaningless digression. "We are told," Oh!, so many wonderful things about our modern way of life. It makes our blood warm, even boil at times, to hear all these wonderful things, about our modern social, educational, and religious structure. The wonders of our civilization number legion. Speaking of legion reminds me of the Legion of Decency. That did untold good to the youth of America, but we could tell you many uncomplimentary things about it also, if we only had the opportunity to listen in to the conversation of the men most affected by the actions of this Legion. But then, we are also told, there are legions of Angels, and legions of Devils. Sometimes these legions appear in their real uniforms, the one with wings, the other also with wings, but of a different color, and each legionnaire equipped with his special weapon. If they would always wear their uniform we could easily know them, but that is not the case. We are told that modern armies have their fifth columnists. To the simple minded, these soldiers masquerade themselves, as did the wolf in the story of Little Red Riding Hood. They desire to be loved, and trusted; sometimes pitied, if that suits their purpose.

But why dwell at so much length about such matters, when I want to tell you about things that we are told. And why do I take this burden upon myself, when there are many men in the world, infinetly more learned than I; men, indeed, who have even studied in our universities, and have initials after their names that look like the alphabet, all jumbled up? For our universities are institutions of higher learning, any one will tell you. Why, they teach everything in our modern universities, we are told. Latin, and French, and Sanskrit; everything—from the secret powers of dangerous chemicals, to the higher science of how to dress a turkey and wash a baby. Its simply astounding what is 'not' taught in our universities. And furthermore, these institutions are open to all free men. Anyone, from the farmer's son, to the millionaire's adopted daughter, may attend. That is, if they can afford it. We must not forget that this is a land of equal opportunity. The farmer's son is free to attend, but he is not free to attend free of charge. That is as it should be, for in the land of the Dollar, the citizen must respect its god.

Anyone, with a grain of sense, can see that it is sufficient if our public schools are free to all. In these noble institutions all children are taught to read, write, and count dollars and cents. That is the basic knowledge required in our country. Of

ST. MARIENBOTE

MONTHLY FAMILY JOURNAL

Vol. XI. November, 1942 No. 2.

The Marienbote is edited and published monthly with episcopal approbation by the Oblate Fathers of St. Mary's Province at the Marian Press, 922—24 Victoria Avenue, Regina, Sask. — Subscription: $1.00 a year.

CONTENTS

these three, the last is the most important. That is plain to everyone. Reading and writing are almost as important. If this science is aquired, then the majority of the plebs will not even have to go to the universities. They can acquire all their necessary knowledge through the medium of our highly educational newspapers. In these public instruments of higher learning, we are told all the facts about divorces, scandals, murders, drownings and many other highly educational as well as interesting facts. There are also our public libraries, for the most part financed by a certain man who made his millions paying wages to imigrants so that they could become millionaires like himself. These libraries are mines of information. They carry famous and scientific books by equally famous and scientific men, in which we can read that our ancestors sprang from monkeys. Mighty interesting, but I guess they got the jump on us that time.

The newspapers make mighty interesting reading, more so even than any book that is published. Most people don't read much, though. It is too strenuous. It is easier to read the comics, because then we don't have to read. Once in a while, though, we do read some elevating thoughts. Is it not marvellous, don't you think, to read that this is such a Christian country? It fairly makes my heart burst with pride to have this repeated so much. I think our teacher used to make me repeat everything so much in school, so that we could remember things. Maybe that is why this is repeated so much in the 'papers', so that we wouldn't forget it. It's a mighty fine thing to remember, and tell our neighbors. It must be true, too. Even the radio is very religious. Some announcers are very religious; they even mention Hell every so often. To remind us, I suppose, that if we cease to be a religious country, we might go there some day, which wouldn't be good.

Now I don't want you to go and tell everyone that I thought up all this by myself. I didn't. I've been told all this. Not in one day, but little by little. I've been reading a lot, but I've read a lot that you didn't read. If you'd have looked real close, you'd have read it too. So be careful what you read, and remember, if you really want to know what's what, don't believe all that's told you, but do what I do, read between the lines.

Fr. J. Walliser O.M.I.

———o———

SUGGESTIONS:

To be the picture of health, keep in a good frame of mind:

The difference between stumbling blocks and stepping stones is the way you use them.

Don't put things off. Put them over!

The best way to do good to ourselves, is to do it to others. The right way to gather is to scatter.

When angry, count ten before you speak. If very angry, count a hundred.

Deportment Department

If you are going to have any kind of an operation, be sure to make it known that you are a Catholic. Not that you expect the worst, but you should be prepared for the worst.

An aside to the standers-in-the-rear: It's much less embarrassing to sit down before the mass begins than to receive a public invitation from the altar after the Mass has begun. When you flock down the aisle then, you do look sheepish and silly.

Rosary swingers can make a church take on the aspect during Mass of a circus tent during the aerial acts—and sound like an invasion of woodpeckers. They should use rosaries with rubber beads. Better still, a prayer book. Best, a missal. The Mass is **not** a private devotion.

Even if you're an aviator, confine the three point landing to the airport. Elbow-knee-rudder positions in church are ungraceful, to say the least.

A non-Catholic described the sign of the cross as "a scratch on the sternum.' Was it you he was watching?

When you come to chuch, bring your bones with you. Kneel, stand and sit straight; with dignity befitting the Sacramental Presence of God.

A parish worker stands at your front door. You can help make his, or her, job a less thankless one. Treat him with courtesy. Even if he's soliciting for **your** parish bazaar. How would you like to tramp streets in heat and cold and wet, push doorbells, and have doors slammed in your face?

THOUGHTS OF THE WORLD

The world is a seminary in which we prepare ourselves for heaven.—Anonymous.

* * *

The world belongs to him who loves it best, and does much to prove his love.—L'Abbe Mullois.

* * *

The world is a mirror in which we look and see our own image.—Bishop J. L. Spalding.

* * *

All the world is a stage—the hypocrite is always a bad actor.—Cardinal O'Connell.

* * *

The only true method of action in this world is to be in it, but not of it.—Madame Swetchine.

* * *

There is not in nature, a thing that makes so deformed, so beastly, as doth intemperate anger.

* * *

Nothing is so good as it seems beforehand.

* * *

The joys we expect are not so bright, nor the troubles so dark as we fancy they will be.

* * *

A well governed appetite is a great part of liberty.

Macadam for the Yukon

By William J. McLaughlin, O.M.I.

Uncle Sam's new Alaska Highway, which will soon link Edmonton, Alberta, with Fairbanks, Alaska has been termed the greatest engineering project since the building of the Panama Canal. Its 2000 miles of macadam have been built over some of the most dangerous terrain in the world and run through frontier towns with story-book names. But to those acquainted with the Oblate Missions in the Canadian Northwest the route of the new highway has a familiar sound. There are Oblate missions all along the way to the borders of Alaska!

The Oblates have been laboring in the Northwest since Monsignor Provencher left his mission on the Red River Settlement to seek help in Quebec. That was in 1845. Two Oblates went west in response: Father Hubert and Brother Tache, who had not even finished his theology. The latter was soon ordained and at the age of 27 was named Coadjutor Bishop! Such was the begining of the procession of Oblates into Western Canada.

As years went by the numbers increased. Their labors were augmented as they extended their apostolic field. No true history of Western Canada could be written without taking into consideration what the Oblates have done for the country any more than it could be written while omitting the exploits of the fur traders and exploiters. And so it is that the country thru which this new Northwest Passage is being built is familiar stamping ground for the Oblates.

When the Oblates arrived at the Fort of the prairies—now Edmonton—the man in charge of that territory was an Irishman, John Rowand. His domain included present day Sask. and Alberta. No wonder they called him the Governor. Rowand was supposed to be a Catholic; it has been said that though he never knelt down, he always stood up for his religion. Later on he was to become a friend of the famous missionary, Father Lacombe, O.M.I.

Even in those days Edmonton was one of the most important Forts in the West. At fur-trading time about 1000 Indians would arrive at the Fort. One could hear as many as eight different lanquages being spoken. The missionary was always present on such occasions to take advantage of so great a reunion of Indians. Only in 1882 could the Oblates place a stationary priest at the Fort. What is now the capital of Alberta was very slow in growing. In 1892 there were only 200 inhabitants; the following year there were almost 2000.

One day in the fall of 1860, Bishop Tache and Father Lacombe stopped to admire the scenery less than ten miles north of Edmonton on the summit of a hill overlooking the valley of Sturgeon River. "Truly, this site is charming," said the Bishop to Father Lacombe, "and I choose it for the new mission which, in your honor, we shall call St. Albert." The following year a dozen half-breed families groupped around the small chapel, having been attracted there by the fertility of the soil. St. Albert later acquired enough notoriety to give its name to the Province of Alberta.

Some obstacles that the Army Engineers must cope with today existed when the missionaries first went there. Mud, muskeg, mosquitoes—a triple alliance to keep man out of the secluded Northwest. Any intruder violating this sanctuary pays with his blood and often with his life unless he is well protected, for the mosquito is a ravenous avenger that does not quibble over the type of blood. Besides, there are the dangers of travel: rapids and torrents, impassable gorges and unscalable mountains, portages, hunger and the tremendous distances. Surely enough to discourage anybody. Nevertheless, the Army is going ahead just as the missionary did. Thanks to the aeroplane—and when the highway is completed, to mechanized units—voyages that took weeks and weeks can now be made in a few hours.

There is one difficulty that the Army is being spared. That is finding the Indian at home. Often the missionary after a long journey would arrive at a place to find not a living soul. The Indians would have taken to roaming. Yet the fact that the Oblates were good travellers is attested to by any map of Western Canada. From the borders of the United States to the Arctic Ocean the map reads like an Oblate litany. Mazenod, Grouard, Joussard, Lacombe, Grandin, Faraud, Tache, Clut are only some of the towns, rivers and lakes named after Oblate missionaries.

Fort St. John is about as far from Edmonton as Boston is from Washington. Yet there is no town of any size between these two places. This gives us some idea of how close neighbors are to one another in the North. Father Faraud paid a visit to the Beaver Indians at Fort St. John as early as 1860. Formerly there had been about 6000 of them but their number had been depleted to 2000. (Today only a few old men and some mixed breeds survive). What caused such a disappearance? Intermarriage, disease and the extermination of the animal from which they derived their name. As long as they could kill a beaver it did not matter that bear or moose were not to be had and that there was no fish in the Peace River. The beaver was so common in

the North that it was the standard of value. Almost every year as many as 200,000 beaver-skins were exported. No animal could stand such wholesale slaughter and survive.

Bishop Faraud (for he was now Vicar Apostolic) went 600 miles on snowshoes to visit these Beaver Indians at Dunvegan, on the Peace River near the border of British Columbia. He left Fr. Tessier, O.M.I. at the new mission. This unsung hero of Christ remained there, alone for the most part, until 1883. There were five consecutive years during which he never saw a priest.

During that same year Bishop Faraud visited Fort St. John. He wrote at the time: "The Beavers of Ft. St. John have suffered much. Of 1800 there are only 800 left, and all are sick. Only half a dozen are well enough to go into the hunting grounds. I heard that forty of them had spent the summer on a high platform on the mountain side; I set out to visit them. After a long and toilsome ascent I found 30 of them lying in the shade of a willow. They were only skin and bones, having been reduced to live on wild fruits, of which there was no abundance. I asked them if they wished to be baptized. They replied, 'It is only for that we remain alive; we prayed to God to keep us alive until you could come.' After a short instruction I baptized them all."

In 1853 the Oblates arrived at Red Deer Lake, about 125 miles northeast of Edmonton, with the intention of founding a station. The site had great possibilities as connecting link between missions. It was joined by the Beaver River with Ile de la Crosse (so called because the Indians assembled there to play lacrosse). The lake emptied into the Athabaska River which meant direct access to the Artic. To complete the communicability of the new mission the Oblate Fathers and Lay-Brothers, to the astonishment of the Indians, cut a road 125 miles long to Fort Pitt on the North Saskatchewan River.

Our new Alaska Highway, a modern "Northwest Passage," runs through a territory which the Oblate Missionaries have traversed for nearly a hundred years.

One Oblate who did much to modernize the Northwest was Father Desmarias. In 1897 he erected at Grouard the first saw mill and a flour mill north of Edmonton. A decade before, he had brought the first cows into that part of the country. Before he died, he had increased the herd to 150 and had 40 horses. He proved to the Indians that farming could be carried on on a large scale. At the turn of the century Father Desmarais, along with fourteen men he hired, cut a road through the forest from Grouard to Sturgeon Lake, a distance of 100 miles, in 37 days!

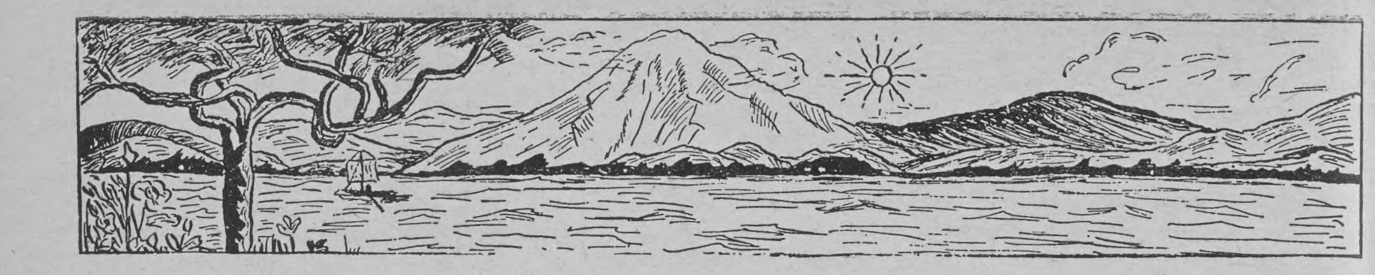
From Fort St. John the new highway goes through hundreds of miles of wild forest until it reaches Fort Nelson. Bishop Grouard visited this Fort in 1868, on which occasion he baptized 35 Indians. Fifteen years later Fr. Lecomte, O.M.I. described Xmas at this mission: "All the Catholics took part; even the Protestants wished to assist. To add to the solemnity, for want of a harmonium, I played some pieces on my guitar before Midnight Mass." (At another time an Oblate missionary wished to dedicate a chapel. He likewise had no harmonium, but the Anglican minister in the same town came to his assistance by loaning him his organ, adding that he would give a thousand dollars also, if he had the faith that this priest had.)

Sometimes the missionaries in the North were destitute of everything. Accidents, thefts, shipwrecks kept supplies from arriving. Once Bishop Grandin found himself at a northerly mission where they had absolutely nothing. They slept on the frozen ground. They had nothing with which to celebrate Mass; there was not even a watch among them. The Brother appointed to call them in the morning could tell time by the stars, but what about the cloudy days? On such days, and there were many, they got up from anywhere from two to six a.m.

When the famous Canadian Pacific Railroad was built over this same terrain in the 1870's, the Oblates attended to the spiritual needs of the construction gangs. The missionaries used to go from one camp of workers to another in search of the lost sheep of Christ's flock, and always ready to bring the solace of religion to the wounded and the dying. At times the welcome they received was not the best, the camps being a mixture of all religions and of different nationalities. One day a missionary was hearing confessions when a group of unbelievers began to mock the Catholics. They taunted them with shouts about their being in order now, no longer afraid of being hit by boulders; they were immune, taboo. The very next day two of those railroaders were blown to pieces by an explosion of dynamite.

Most of the new highway passes through the Yukon, that territory under the jurisdiction of Bishop Coudert. He, too, like Bishop Grandin, has been bringing the comfort of religion to the thousands of Catholic men at work on the road. The primary end of the highway is military, but it should also be of vast importance to the missionary. Many of the missions will now be connected and travel will be easier. Only one who has trekked through an unbroken wilderness and dense forests can really appreciate what a boon a real highway is. When peace comes once more the Oblate missionaries will use Uncle Sam's new "Northwest Passage" to speed the good news of the Kingdom of Christ.

"The Oblate World"



SINGING BOY

By Mary Fabian Windeatt

THE STORY SO FAR:
Prescott Peters, estranged husband of novelist Diana Voyn, learns that his only son, Michael, has been kidnaped. Disillusioned about former political ideas, he determines to leave South America (where he has tried to make Communism popular), and seek reunion with his family. But the plane he has chartered from Miami loses its way and crashes in the California hills. A fire is started, police rush to the spot, and Michael and his little friend, Pablo Silva, are discovered to have escaped form their captors. Diana rushes to the scene to claim her son, and is thoroughly unnerved at finding her husband in the wrecked plane. She has him brought to her home, some distance away. Prescott lives for some days, eventually astonishing everyone by asking to be recieved into the Catholic Church on his death bed.

Presently the black eyed Pedro turned to the boy beside him. "I have finished my prayer," he whispered. "Do you want to say something to the Holy Virgin? Something to thank her for bringing us home?"

Michael looked up at the ancient statue. "My father's terribly sick, Pedro. He's going to die soon. Do you think she — she cares about getting him into heaven? I mean — after all the bad things he's done? Because this afternoon I heard him say that he believes in God now, and I think he's sorry he made Mother unhappy, and went around talking about America and the way people live here."

Pedro adjusted the small white cande, so that the hot wax no longer spilled to one side. "Of course she cares, Michael. Don't you remember how I told you, the day we went up to the cave, the Blessed Virgin of Guadalupe could make things right for everyone in your family? That she could bring you happiness? All you have to do is ask her."

Michael's fingers clutched nervously together. He did not know how to word his prayer. All he knew was that he wished his father to die happily, that he wanted his mother to be at peace.

"Dear Holy Virgin of Guadalupe," he whispered. "Look after Father, and Mother. And don't forget my sisters or me. Amen. Is that all right, Pedro? Should I make it longer?"

"It's a good prayer," the other boy replied. "Come on. Let's go home. It's nearly six o'clock."

But when the boys moved away from the light of the Virgin's shrine and arrived at the back of the church, they found that the patient Matthew had quietly fallen asleep. Michael could have laughed, imagining the feelings of Elizabeth if she could but see her husband's nodding head.

"Come on, Matthew," he said gently. "We're going home now."

"Eh? What's that? Oh, bless my stars! Master Michael, I must have dozed off for just a bit. You are through with your praying?"

"All through, Matthew. Come on, before they close the church."

Rubbing his eyes the old man got to his feet. Praying to God was a fine thing to do, but why couldn't it be done at home? With the Good Book on one's knee and a fire to warm the bones?

"Come lads," he ordered. "And stick close by me. We don't want any more kidnaping around here."

QUIETLY the three walked down the darkened road. There were no stars tonight, no twittering and rustling in the dried brown grass that edged the dusty road. A mist was filling the valley, stretching across the squat green of the orange and walnut groves and losing itself in the mountains beyond. Michael shivered, recalling his recent experience up there in the hills. Was it true, as Pedro claimed, that the Virgin of Guadalupe had brought them safely home? That she always heard the prayers of those in trouble? That she looked after everyone, even the sinners and the people who did not believe in her?

"Car coming, lads," announced Matthew sud-

enly. "Stick close by me, and you won't be hurt."

The three clambered into a ditch, as the wet fog was swiftly pierced by the headlights of an approaching car. As it swept past them in the darkness, Pedro looked at Michael curiously.

"It comes from the Mission," he said. "It is probably Father Sylvester going on a sick call."

Michael stared incredulously. "How do you know?" he asked. "It was too dark to see anything."

"Oh, it is easy," replied the Mexican boy. "Did you not see the license, Michael?"

AFTER twenty minutes of walking, the rambling white house that had been Michael's house since he had come to California finally loomed into view. Lights shone from every window, and the boy scanned the upstairs wing with special attention. The shade was drawn in his father's room but there were people moving behind it. Their silhouettes were cut in sharp relief, and suddenly fear seized the boy's heart. He had never loved his father, but now he was sorry that he was going to die. Death was something strange and terrible. Michael had never seen it come to anyone. In spite of himself, tears flooded his eyes and a sharp lump rose in his throat. He grasped Matthew's hand, and the old man patted his shoulder gently.

"There, there," he said. "Everything's going to be all right, lad. Just you don't worry about anything."

"I'm . . . I'm not worrying!" Michael said. "It's only the cold that makes me shiver." But even as he said the words, Pedro gave a sharp cry of excitement.

"It's Father Sylvester's car!" he exclaimed, hopping up and down. "Look, Michael! The one that just passed us down the road. He's parked it near the porch. It must mean he's come to see your father!"

With a cry Michael broke away from Matthew and ran stumbling toward the house. At the front door, Elizabeth met him. Her usually ruddy face was pale.

"Run upstairs, Master Michael!" she ordered breathlessly. "Your father's been calling for you!"

CHAPTER XV

IT was all over now, Michael told himself. His father was dead. He had been baptized a Catholic at last. According to young Pablo Silva, he was a saint in heaven. Baptism had taken away all his badness. He was clean and shining now, and the Virgin of Guadalupe had done it all.

"It is like always," Pablo declared. "You pray to the good Mother of God, and she will give you everything you need. You remember when we were lost in the hills and she sent your father's plane? How those kidnapper men have been put in jail? How that little book in the iron box that we found in the pirate's cave was worth much money and now we are not so poor? Michael, I tell you . . . "

"I know, " the boy answered. "I believe everything you say."

"Well, then, you should ask the Virgin of Guadalupe for other things. What do you want, amigo mio?"

Michael wondered if he should tell. Then he shrugged his shoulders. Why not? "I'd like to see my friend, Roger Bannock, again," he said. "I'd like my mother to be happy. And, well, maybe I'd like to be a Catholic. Not when I'm dying, like Father, but now."

Pablo nodded confidently. "We will ask for all those things," he said. "The Blessed Virgin will give them to us. But there is something else, I think, Michael. Your mother . . . she is alone now."

"What of it?" She has the twins, and she has me."

"My father, he says it is not enough. Your poor mother is all white and quiet these days, Michael. She, well, you must ask the Virgin of Guadalupe to look after her and make her happy again."

"All right," said Michael. "I will ask."

THE days passed. Diana slowly recovered her strength and did a little work at the studio. Michael was back at work, too, on his third picture for Alexander Fitch. He was recording dozens of songs, for he was almost thirteen now, and the studio was preparing for the day that his voice would change. It was a good investment to have Michael's treble on the sound film. That way, he would be valuable in pictures for some time to come.

"Well, son, how are you doing?" Hugh asked one night.

Michael smiled. "All right," he said. "I like California a lot better than I did, Hugh"

"That's because you're busy with the work you like. Michael, do you want to hear a piece of news? Something startling and awfully good?"

The boy's eyes brightened. Had his mother guessed of his unspoken wish to be baptized?" "Sure," he said.

"Well, it's this. I had a letter from Roger Bannock today. He and Miss Cranella are coming West in another month. I believe they plan to live in Santa Barbara."

Michael gasped. The Bannocks in California! Oh, this was almost too good to believe! "You mean that Roger . . . "

I mean that Roger won't ever be really strong again, but he's well enough now to travel. Out here in this warm climate, well there's no telling, Michael. Miracles can happen, you know. We'll both hope for the best."

Yes, they would hope for the best. Perhaps some day the Virgin of Guadalupe would give Roger back his health, thought Michael. He would ask Pablo to say some prayers. Pablo and his family found it so easy to believe in impossible things.

He was still thinking about the wonderful piece of news Hugh had given him when his mother came into the room. She was very pale and thin these days, but she was well. The doctors said so. It was only the strain of the last few months that had caused her to collapse. With rest and sunshine, she would soon be strong again.

"Hello, Michael. I just got back from the studio. Have you seen Elizabeth?"

"I think she went to the village. Mother, did Hugh tell you?"

"What?"

"Roger and Miss Cranella are coming out here to live. In Santa Barbara."

Diana stared unbelievingly. The little rusty-haired organist had been the real reason for Michael's being in pictures, for his being a sucess. Nearly six years ago he had discovered that the shy little boy could sing. He had taken that child, taught him self-reliance, and opened up to him a whole new beautiful world. For this she had been jealous of Roger once. Afraid he would take Michael's love from her. Now . . . she sank down into a chair and glanced curiously at her boy.

"I haven't heard," she said. "Are you happy about it, son?"

"Happy! Oh, Mother! It's been over a year since we left New York! Over a year since I saw him! I can hardly wait!"

DIANA shut her eyes. What a fool she was to think she could control another person's life, even that of her own child! It was only when a soul was free that it freely gave of its best.

"I'm glad to hear about Roger," she said evenly. "Michael, dear, I'm sorry that once I said bitter things about him. I know now I was wrong. Perhaps I could do something to make up . . . in some way . . . a job perhaps . . . "

Michael dropped to the floor beside his mother's chair. The house was still, so still that the whirring of a humingbird in the poisettias outside was plainly audible. "Roger had a stroke, Mother. Something went wrong with his arm and leg. He couldn't move them at first. I don't think he's well yet. A little better, of course, but not well enough to work."

Diana's gray eyes sought those of her son. "He could be an adviser for some of the choral work in your pictures," she said slowly. "That wouldn't be so hard. We can see later, of course."

Michael nodded. He was making a picture now in which he played the part of an English schoolboy. It was wartime, and an air raid had deprived him of both father and mother overnight. He himself had been made lame, yet he could still do something for his country. There was a thrilling sequence where he found an enemy wireless station in the ruined tower of the Cathedral. There were other shots where he entertained the troops by singing for them at their camps. Roger would know how to get the best out of these musical interludes.

"Mother, do you really think you could get Mr. Fitch to let Roger work on the set?"

"I do," said Diana.

They were both suddenly aware of a car stopping in the driveway. Michael sprang to his feet and ran to the window. "Why, it's Father Sylvester from the Mission!" he cried. "Whatever can he want?"

Diana got up from her chair. "I asked him to come," she said. "Michael dear, will you run along now? There are some things I want to talk about . . . privately. But you can come back in an hour, if you want to."

Michael looked at his mother curiously. There was an odd color in her cheeks now. She looked almost like her old self.

"All right," he said. "I'll go so you can talk."

THE Franciscan priest was a little taken back by Diana's opening words. He had long ago made the acquaintance of Michael, but his only meeting with the boy's mother had been the night Prescott Peters had so strangely asked to be received into the Church. And then, of course, there had been the morning of the funeral.

"Father, I've asked you to come because I've not been too well. I want to become a Catholic."

Father Sylvester sat down. He was a young man, as appearances go, but old in the ways of human nature. His composure did not vanish under the suddenness of Diana's statement. "Why, that's fine," he said smiling. "How long have you been thinking about it?"

"Not long. Really only since . . . since Prescott died."

"Well, I'll be very glad to give you instructions, Mrs. Peters. If you wish, you can send Michael over and I'll have some books for you to read."

A suggestion of impatience crossed over Diana's face. "But I believe everything, Father! I don't want to spend time reading books! I want to be taken in, or whatever you call it, right away. This afternoon, if you can do it. You see, all my life I've wanted something I could depend on, something strong, and beautiful, and very real . . ."

Before she knew it, Diana was telling Father Sylvester everything. Her marriage to Prescott, the honeymoon in Europe, the little far-away chapel in Italy with its gorgeous stained glass window dedicated to the Archangel Michael . . . "

"It was so beautiful. I've never forgotten it. I named my boy Michael because I wanted him to be strong, and fearless . . . like that angel."

"And he is a good lad Mrs. Peters. But still we have to face it. You'll have to take a little time to study our Faith. By the way, is it because of Michael that you want to become a Catholic?"

Diana shook her head. "No, Father. It's because I feel that life without truth in it is empty. That's what's always been the matter with me. I've never had anything real, unchanging. I put all my trust in human beings, made them my religion so to speak, and . . . well, it wasn't any good."

Father Sylvester nodded. "How many millions of time people find that out," he said slowly. "And sometimes how pitifully late it is!" Diana watched him closely. How calm he was, unhurried. Once she had thought that the Church had made people join it, but this priest was not like that. She could even feel a little provoked at being made to wait, to study and prove the sincerity of her words. A strange longing seized her to have what this man had, and little Miss Silva, and the millions of others throughout the world. To feel that you were doing what God wished, that He would never prove unworthy of confidence, that you could never be lost or lonely again as long as you followed where He led, that was something!

"Father, what shall I do about the children? It isn't the little girls. They're only three years old, and young enough not to worry about. But Michael, Father? He's old enough to decide for himself, isn't he? I'm going to feel strange in a religion without my children. And yet I wouldn't want to influence . . . "

IT dawned on the priest then that the woman before him had never known Michael's desire. The boy had been afraid to tell of his repeated visits to the old Mission of San Jacinto. Truly, she has found the Father's house in a strange and lonely way.

"Michael? I wouldn't worry about him."

"But if faith is good, and this is the only true way!

Very quietly Father Sylvester set about the task facing him. "I think Michael will be glad to know about your wanting to enter the Church," he said. "From what I can understand, he's been one with us ever since he was seven years old."

"What?"

"Oh, he's never been a Catholic as we understand the term generally, but he's been one with the soul of the Church since that day he started to sing in that church in New York — I forgot the name."

"St. Stephens?"

"That's it. Michael told me once, Mrs. Peters, something that surprised me greatly. He said: "When you're baptized, you're a child of God and you can go to communion in the morning. It was the first day I met him, after baptizing a dying baby down in the village. Even then the boy seemed to understand one of our great mysteries— how God gives Himself to the faithful in simple Bread, so that they can be strong with His own strength. Since then I have spoken to him several times. I know he will come into the Church when you come."

THAT night Michael persuaded Matthew to walk with him to the old Mission. Elizabeth's dour husband objected, but he had orders not to let the boy out of his sight. One kidnapping had been enough.

"All right, lad, he grumbled. "But its going to be a damp night again in the valley, and the old rheumatism . . . well, get a sweater."

They walked together under the bright stars that the high clouds had not yet found. As they moved along the dusty road, Michael wondered if the whole world knew about his mother . . . about himself . . . about the wonder that had taken place that afternoon. Wait until Pablo hears! What praises will he not sing for the Virgin of Guadalupe!

"You stay here in the back of the church, Matthew," the boy told the old man. I want to go up to the front where the candles are."

It was quiet. The ruby altar lamp flamed and danced before the little gold door. So had another red light shone in the dim gray precincts of St. Stephen's Cathedral. So were they shining in churches all over the world. So would they always shine. And as he slowly knelt down before the altar rail, Michael knew it was good to be alive and aware of what the little light meant. It was good to know there was nothing in the world that could frighten one as long as the red light kept burning in the churches.

"God," said Michael out loud. "God . . . "

His voice faded away in the darkened church, and yet the echo remained with him. God was behind the golden door that had intrigued him from the days he had been a chorister at St. Stephen's. God was the reason for everything . . . for happiness . . for color . . . for song. God was the greatest thing anyone could know. And to think that some day, very soon, in a special way, he could have Him in his own heart. To think that all one had to do was to keep that heart clean, and take the Bread of Heaven that lay behind the golden door . . .

"How did you ever think of it?" said Michael softly.

(The End)



No story is the same to us after a lapse of time. Or rather we who read it are no longer the same interpreters.

What Do You Think About This?

by Marion Horn.

We are living in a world of contrasts as regards human behavior. The fortunate ones among us enjoy the rights of religious liberty, the privilege to hold property in private ownership, the right to work and to select that occupation which best suits our abilities, interests and inclination. Fortunate indeed are we, who have been taught to recognize in every man the image of God. Yes, thrice blessed are we, who have received the grace to love our neighbor and to call our enemy "Brother"!

As the world falls deeper and deeper into the pit of total war, we become more and more conscious of those parts of the world where men are not their own masters. Their employers and overlords have reduced human beings to mere machines and exact from the toil of their sweating and work-weary bodies the utmost possible gain. Men belonging to the masses are considered less than animals. They are not allowed any liberty of action and are cowed into servitude under the yoke of their oppressors.

Among the rulers of nations and the stewards of wealth, selfishness reigns instead of love; might dispossesses right; and will takes the place of duty. The masters and overlords of the people have not found God; the God of Love and Mercy; the God of Righteousness, Ruler of the universe and King of all nations.

Let us therefore make reparation to the God of Justice for the evils committed against Him and the lowliest of His children. Is there a better way to appease our God than by returning to Him priests, consecrated to His service; priests imprisoned and even put to death by power-mad rulers because their sole purpose in life was to have man know and love his Creator?

May we suggest one more sacrifice to aid in winning the war and the peace following the war? Peace will not bless the earth until all men are enrolled in the brotherhood of man under the banner of Christ. This will not be accomplished unless men are trained in every nook and corner of our country to teach to the nations of the world the story of Christ crucified.

Let us then shower the Bishops of our respective diocese or the superiors of religious orders with silver to enable them to train priests "To open the blind eyes, to bring out hte prisoners from the prison." (Isaiah 9:7)

I realize that this seems a difficult task but the enclosed suggestion sheet will outline a pleasant and easy way to raise small sums which like the tiny drops of water will soon make a great ocean.

Let us cooperate in apeasing an offended God so that all nations may raise Him and chant with us and the prophet of old: "For unto us a child is born, unto us a son is given: and the government shall be upon his shoulder: and his name shall be called Wonderful, Councellor, The mighty God, The everlasting Father, The Prince of Peace!'

Suggested Activities:

1—How shall we raise the money to aid in the training of Priests?

Why not initiate progressive and neighborhood bridge or card parties? Invite **four** or **more** neighbors into your home for an evenings pleasure. Explain to them the purpose of the card party.

You, as hostess, furnish the prizes and refreshments. Let the refreshments be cake and coffee or other similar beverage. Make the refreshments light and simple so that no one will be discouraged in carrying on your work.

Now for the **Contribution.** Ask your guests to contribute **twenty-five cents** or more if they wish; but the contribution should be at least a **Quarter.** Send the money collected to the Ordinary of your Diocese or the Superior of a religious order, as for instance to the Provincial Administration of the Oblate Fathers, 2026 Winnipeg St., Regina, Sask., (the Editor), and explain that the money is a contribution to be applied to the education of a priest.

How progressive? When inviting your neighbor explain the purpose of the card party to him and her, and also explain that each guest is invited to go out and invite four or more neighbors to his or her house. Don't invite the ones who have been a guest with you unless they ask to be included among your guests. Each hostess continues inviting four or more neighbors and friends.

Thus you will become acquainted with your neighbor and learn what a splendid person he or she is, and at the same time, you are performing a work of charity very pleasing to your Maker.

If you can not do this, why not contribute the price of a tank of gasoline monthly for the education of a priest. Many of us are rationed and can't buy the gas. Why not give the extra to God?

How about a picnic in the back yard? Indian Summer will soon be here. Ask your guests to contribute to the cause.

How much sugar did you buy per week before **rationing?** Couldn't you spare the price of that sugar for God?

Were you able to buy your usual quota of coffee or tea this week? If not, the price of the pound you counldn't buy won't be missed if you contribute it for the education of a priest. Yes it is a small sum, but if every one would regularly contribute small sums these would soon add up to large sums.

You would like a bicycle, but you are not a Defense Worker and the County Rationing Board won't grant you a certificate. Now there is a sum that will be welcomed for the education of a priest.

The young women still in High School, may ask the cooperation of their Superiors and start working for a Christmas Bazaar, the proceeds of which are to be applied toward the education of a priest. Start informing your friends and relatives to do their Christmas shopping at your bazaar. Apron booths; handkerchief and necktie booths; doll, toy and game booths; linen booths; hat booths (knitted and crochet); book booths, for children and adults; religious article booths and countless others will appeal to the Christmas shopper, I am sure you can think of others;—booths for entertainment, etc.

The Art of Listening

There is also a grace of kind listening, as well as a grace of kind speaking. Some men listen with an abstracted air, which shows that their thoughts are elsewhere. Or they seem to listen, but by wide answers and errelvant questions show that they have been occupied with their own thoughts more than that with what you were saying.

Some listen with a kind of importunate ferocity, which makes you feel that you have been put on your trial, and that your auditor expects beforehand that you are going to tell him a lie. Some interrupt, and will not hear you to the end.

Some hear you to the end, and then forthwith begin to speak to you of a similar experience which has befallen themselves, making your case only an illustration of their own. Some, meaning to be kind, listen with such a determined, lively, violent attention, that you are at once made uncomfortable, and the charm of conversation is at end.

Many persons whose manners will stand the test of speaking, break down under the trial of listening. But all these ought to be brought under the sweet influences of religion. Kind listening is often an act of the most delicate interior mortification, and is a great assistance towards kind speaking.

A second difficulty is that of repressing vexation at certain times and in certain places. Each man meets with peculiar characters who have a specialty of irritating him. They always come at the wrong time, say the most inopportune things, and make the most unfortunate choice of topics of conversation. You may admire, respect, even like, the persons, yet you give out sparks when they touch you, and explode if they rub against you.

This is only one example of many species of vexation, which it is difficult to repress in our social contact, and which it is the office of the spirit of kindness to allay.

The world, which is so much disturbed, does not suffer fundamentally—but is only in infinite need of divine justice.—Rene Bazin.

Paying For Annulments

Matrimonial cases are continually presented to Bishops for solution. A donation for the expense of court procedure is sometimes freely given by petitioners. There is an actual cost in paying for stenographic help, documents, and the like. Naturally, men and women have heard about such donations and they can readily distort such a circumstance and read into it a suspicion that has a lot to do with the court's decision. In this light, the following report from the Chancery Office in Chicago is significant:

For the year 1936, 1,500 cases were rejected by the matrimonial authorities as devoid of all canonical grounds for nullity. The number of cases admitted and handled, one way or the other, by the canonists amounts to 688, out of which 126 are pending. A donation was given in 68 cases, which means that 620 out of 688 cases in 1936 were handled, not ony gratis, but at the expense of the matrimonial court.

So, whether a duke is involved or just a plain Jones, the invalidity of a marriage is judged exactly by the same principles, which happen to be the principles of Christ interpreted by the mind of the institution He left on earth to govern such things; and the equation of money only enters into the picture when some sympathetic person realizes that his Church has gone to great lengths and expense to solve his personal problems.

Compiled by Rev. Walter F. Liesch

It takes a great deal to make an enjoyable world. It takes all we have to give to make a world morally worthy of man.—Agnes Replier.

* * *

The world around us is, as it were, a book written by the finger of God; every creature is a word on the page. We should apply ourselves to understand the significance of the volume.—Ven. Bartholomew.

* * *

The beauty seen, is partly in him who sees it.

* * *

You believe easily what you hope for earnestly.

These 'Daft' Catholics

I haven't any double meaning stories up my sleeve. Nor can I entertain you with any such stuff as keeps the radio comedians going. No, I haven't yet grown witless. But I have some 'material' that's worth even more than a chuckle or a laugh.

I like 'daft' Catholics. The more "daft' they are, the better I like them. Like the man I know who, because he knew he would never go to an early Mass on Sunday unless he did something radical about pulling himself out of bed, bought four alarm clocks. This man, having grown tired of being squeezed and elbowed in crowded pews at the late Masses, never could pray or read his missal the way he could at the earlier services when churches are more or less empty. Hence he resolved he would not be as lazy as the vast majority, that he would forego his customary Sunday morning sleep for the purpose of adoring his Lord, without being distracted by a sea of ladies' hats that, getting funnier and funnier as they are, make concentration on prayer a hard thing to do.

Why did he buy four alarm clocks? Well, if he had bought only one, he would reach out, shut it off, promptly go back to sleep again. But by having four clocks, all set to go off at the same hour, all placed beyond easy reach on the floor, why, he simply had to get out of bed, get on his knees, and scramble to silence thealarms before they woke half the neighborhood. Funny? I think it is. So does the man think that. But, note this: he hasn't missed a six o'clock Mass on Sunday in several year. And, believe me, he doesn't pray at Mass. He prays the Mass.

Then there's the man who used to grumble about charities. Not that he cared to dodge a responsibility, but that he never could afford all the pleas that are hurled from the press, pulpit and radio. He earned a modest salary, had a family of four to support. After meeting his just and fair obligations, he felt that priests had no business to plead for the poor who were attended by diocesan agencies. That was until one day he visited a Catholic orphanage. That changed him. Golly, what it did to his change.

That man used to leave his home each morning with a dollar to take care of the day's expenses. These included carfare, lunch money, cigarettes, morning and evening newspapers and, perhaps candy to bring home to his children. Now, a dollar isn't a lot, not when it has to cover many items. But he looked at it with a laugh. Wasn't he better off than the orphans? So, he cut out the morning newspapers, cut his smoking by half, ate cheaper lunches, walked home in the evening when the weather was fair. It was not a very long walk. And he hoarded pennies! Whenever and wherever he paid for anything and received pennies in the change they went into a separate pocket; they were never spent, believe it or not, he averaged fifteen to twenty pennies a day—and, somehow he found he did not miss them if he put them away. Need I tell you he now averages around two dollars a week, which he gives to charity? That's a hundred dollars a year. By his own admission, he feels he is not sacrificing anything worth speaking about.

Then there's a man I know who has a deuce of a time on Fridays. He is a big man who works at heavy labor. He hates fish, can't stomach eggs or cheese. Comes Friday or any day of abstinence, he suffers a real purgatory. Meat to him is as essential as breathing. Yet he has learned how to control his appetite. At one time, he came close to asking his pastor for a special dispensation. He didn't though. Instead, he "kidded" himself. He eats only a light meal of coffee and cake on Friday; the rest of his unused lunch money goes into the collection plate on Sunday. But on Friday midnight, going on Saturday, he sits down to a juicy steak. That is his 'reward' to himself for going hungry a whole day. It's this habit that keeps him from breaking the rule of Friday. He knows it would not take much to tempt him to eat meat. But by holding out to himself and envisioning the steak that broils at the end of his period of denial, he sticks close to the best that is in him. I can vouch for him that he really is a good man.

Then there is the factory worker who always felt that he never prayed enough. What he did pray was always the same thing over and over again. So he hit upon a plan that does him as well as a monastic routine. He divided his week into seven saints' days, and on each day he has a separate set of prayers. He never goes "dry". In fact, his method awakened him to practices most of us think about but seldom do. He never sits down to his lunch in the shop without first retiring to a corner and reciting the Angelus. At home, before supper, he recites it with his wife. Moreover, he has got into the habit of particularly honoring the Blessed Virgin on Saturdays. Though he must get up two hours earlier than usual and walk a mile or two to his church, each Saturday morning sees him at Mass and Communion. Daft? Maybe Yet that's how saints are.

Men are no longer objecting to the Church because of the way they think, but because of the way they live. They no longer have difficulty with her Creed, but with her commandments. They remain outside her saving waters, not because they can not accept the doctrine of Three Persons in One God, but because they cannot accept the moral of two persons in one flesh; not because the infallibility is too complex, but because avoidance of Birth Control is too hard; not because the Eucharist is too sublime, but because Penance is too exacting. Briefly the heresy of our day is not the heresy of thought, it is the heresy of fiction.

—Fulton Sheen.

Then there is the fellow who was addicted to profanity. Got the habit from teamsters and truck drivers with whom he worked. It seemed he would never break it. Finally, he arranged it with a girl who worked in his department to keep a record of his "outrages". On pay-day, as soon as he cashed his cheque, she was to present him with a "bill". At twenty-five cents deduction for each "outrage"; well, it cost him fifty-five the first time. The money went to a charity the girl named. The second week it was four dollars even. In five weeks' time he reduced his profanity to a mere quarter's worth. Today, you can not get a mere five-cent "hell" or "damn" out of him. But he still has a girl to keep a note of his speech, lest he suffer a relapse. Daft? Maybe. Yet that's one gentleman who knows how gentlemen can be made.

Then there's the man who suffered with insomnia. Some nights were real agonies for him. Tried everything, pills, hot liquids, physicians' dope. Nothing helped. And he'd been suffering for about thirteen years. His doctor warned him he faced a nervous breakdown. In desperation, he turned completely to the Virgin. One night he started the rosary, the whole fifteen decades. On and on he droned in his chair. When he awoke he found he had completed ten decades, and that he had a wonderful sleep. For many years now he goes to bed with a rosary wrapped around his hand. He always falls asleep before he completes it. But he does complete it in the morning. His savings in doctor and drug bills run to a considerable sum.

Then there's that little "squirt" I know who has a passion for roses. He's a successful business man. On any day of the week you will find a bright rose in his lapel. Says that he obtained many favors from St. Theresa—and that a rose continually reminds him of her. Has a statue of the saint in his home. There, each night, he sets a fresh rose in a small glass. On the feast day of St. Theresa, he buys a huge bouquet; his statue can hardly be seen among the flowers. I know of no greater romantic soul.

Finally, there's the man who has made a hobby of writing stories for Catholic magazines. A big brute of a man he is too. Doesn't earn a dime by his pen, though he has a talent of sorts. In fact, it costs him money to write: postage, paper supplies, etc. But he has a whale of a lot of fun. He has come to know priests and editors up and down the country. Some must really imagine he should have his head examined, because he offers his "stuff" gratis and insists that, if there be compensation, it be turned over to Catholic institutions or charities. Nothing can be done to change him. What he does is his way of "enjoying" his Catholicism. He will never be rich, except in friends. But, then, aren't friends a great treasure? I think they are .

For A Smile

A colored selectee had been peeling potatoes until his hands ached. Turning to his fellow K. P., he said: "What dat sergeant mean when he call us K. P.?" Answered his co-sufferer: "Ah dunno. But from de look on his face ah think he meant 'Keep Peeling.'

5407 Oblates

Despite the disruptions and ravages caused by three years of war, the Congregation has succeeded in issuing a new Personnel and is able to report an increase of 211 professed Oblates since 1939. The total number of professed Oblates in September of this year was 5407.

At the present time the Congregation is divided into 17 Provinces, 2 Vice-Provinces, 12 Missionary Vicariates and 3 Missions dependent on the General Administration. To this should be added the General House itself, which now comprises four houses (of which two are Scholasticates) and two residences.

The 5407 Oblates number one Cardinal, 21 Archbishops and Bishops, 3 Prefects Apostolic, 2949 Priests in the ministry, 162 Scholastic Fathers, 1084 Scholastic Brothers, and 1187 Lay Brothers. There are also 264 Scholastic Novices, 83 Lay Brother Novices, 51 Postulants and 2017 Juniors.

The total alumni of the Congregation, including all the above categories, number 7822.

Aberdonian (sitting down to tea): "What's this Maggie? Ma guidness, is it dog biscuits?"

His wife: "Ay, it's dog biscuits. The dog wis rin ower this forenoon."



It May Interest You......

And Hereafter

Look, in Thy mercy, upon this Thy handmaid, about to be joined in wedlock, who entreats Thee to protect and strenghen her.

Let the yoke of marriage to her be one of love and peace. Faithful and chaste, let her marry in Christ. Let her ever follow the model of holy women: let her be dear to her husband like Rachel: wise like Rebecca; long-lived and faithful like Sara.

Let the author of sin work none of his evil deeds within her; let her ever keep the faith and the commandments. Let her be true to one wedlock and shun all sinful embraces; let her strengthen weakness by stern discipline. Let her be grave in demeanor, honorable for her modesty, learned in heavenly doctrine, fruitful in children. Let her life be good and innocent. Let her come finally to the rest of the blessed in the kingdom of heaven.

o

Vanity's Mirror

One day at a most inconvenient moment, just as Father Monsabre, the famous preacher of Notre Dame, was preparing to enter the pulpit, a lady came to him with many airs and redundancies, told him that her conscience troubled her greatly, because she had that morning admired herself in the looking-glass more than usual, thinking how pretty she was. Whereupon he answered: "Go in peace, my child, a mistake is not a sin."

Girls Are Like Clocks

Vain girls who think of nothing but the fashions are like tower clocks: everybody looks at them but no one stretches out his hand towards them.

Pretty, empty-headed girls are like musical clocks: at first they are amusing, but before long they begin to bore everyone.

Wealthy girls are like gold watches: everyone who sees them at once asks how much they are worth.

Gossiping girls are like alarm clocks: they offend our ears, and people quickly turn them off.

But home-loving girls are like pendulum clocks: they are slow, but they can be relied on.

o

Old Names For New Babies

Are you seeking a name for your baby? Perhaps one of these Puritan names found in Sussex, England, jury list of about 1658 will appeal to you:

Faint not Hewett
Redeemed Compton
God-reward Smart
Earth Adams
Meek Brewer
Kill-sin Pimple
More-fruit Flower
Grace-ful Harding
Fight-the-good-fight Faith
Weep-not Billing
Search-the-Scriptures Morton
Stand-fast-on-high Stringer
Caled Lower
Hoped-for Bending
Make-peace Heaton

What He Left Behind

It is related of the distinquished English preacher, Father Bernard Vaughan, S.J., that he could win the rudest person to his friendship. Two rough miners in a railroad coach began to jeer at him as a Jesuit. "Haven't you horns and a tail?" they asked. "Well, no," he replied, "I am a freak. But you should see the others!" It ended by one of the men offering him a half-crown for charity, as "from a pal," and asking for "a prayer for me and for the kid that is sick."

Only once, as Father Martindale, his biographer, states, was rudeness too much for Father Vaughan. That was in a train, when a passenger by his conversation had exasperated the whole carriagefull.

When he dismounted, Father Vaughan put his head out of the window, and called, "Sir, you have left something behind." The man came hurrying back. "What?" he asked. "Merely," said Father Vaughan quietly, "a very bad impression."

o

Advice to the Lovelorn

Are you going to war? Pray once.
Are you going to sea? Pray twice.
Are you going to get married? Pray three times.

o

Proud Father—I already give my son a good allowance and I am now wondering how to give him a really good start.

Friend—That's easy. Just tell him you've stopped his allowance.

? THE QUESTION BOX ?

Why must women wear hats in Church? Wouldn't it be more practical for themselves and others to leave their heads uncovered?

And you call those things hats? Well, it's just an old Christian custom based on the words of St. Paul. In the first place St. Paul required it as a sign of women's dependence upon man; and his moral reason was because among the pagans the loose women displayed their attractions in the temple. A woman's hair is often the object of her vanity. By covering her head she will give her attention better to higher things and allow others to do so also. That is, if she really wears a hat and not a lop-sided distraction.

What is meant by the 'Votive Lamp System'?

There is no such a 'System'. To light a votive lamp before an altar or a shrine is just an act of piety, and quite legitimate. It may be an expression of faith, love, devotion, etc. Some look upon it as a silent prayer; some light a lamp as a substitute for thelr own presence when they can no longer remain. But as with the use of other sacramentals, excessive use and superstitious faith in such things must be condemned.

Why are not preachers as anxious to make Protestant Converts of Catholics, as our priests are to make Catholics of non-Catholics?

Good, sincere, truth-seeking Protestants often make the best Catholics. But no good, sincere Catholic makes a devout Protestant. The Protestant tradition is dying fast; and many ministers claim they belong to the Catholic Church, that all churches are equally good, etc. Then why should they try to make converts of Catholics. However, there are some like the Seven Day Adventists still try to get Catholics to join them.

Why is it that Catholic Countries are always backward and unprogressive?

Dear Doubting Thomas: Please do not say 'always'. The line of thought that frequently prompts that question leads nowhere. You associate two ideas that have no necessary bearing upon one another. 'If' a Catholic country is decadent it is not because it's Catholic; and secondly the truth or falsity of a religion is not judged by changing material properity. A country may be economically and socially backward and in which no other form of religion is professed except the Catholic, such a country is not backward because it is Catholic, but perhaps because its Catholicism has too little influence on the country's administration.

When Baptism is administered privately should one use baptismal water?

No. It would be becoming to use holy water, but even this is not required by the Church.

Is it really a sin to tell a little lie, when there is a very good reason for doing so?

Yes, it is. A real lie does violence to absolute truth, and that is contrary to God's law. It is not possible to please God by telling a lie, for the simple reason that a lie is in itself contrary to God's law. Bad acts do not become good because they are performed for a good motive.

God is all-merciful, isn't He? How then can He want to punish a soul for all eternity?

Fear not! God is infinitely merciful . Right. How can He want to punish . . . ? He doesn't. That's why He forbids things that will take us to hell. Why, think of it. He even gave us His Son to show us how to avoid eternal punishment. But, God also gave us a free will; and He respects it. The merciful God never rejected a single soul; but some souls reject the mercy of God.

Can a child be baptized in the Catholic Church without the consent of the protestant father?

A child can be baptized in the Catholic Church when the Catholic parent gives consent or makes the request and the Catholic education of the child is assured.

Why does the Catholic Church not allow a Catholic girl and a Protestant boy to get married by a minister?

Marriage is a divine institution and not a human invention. Christ has instituted the Church as teacher of His laws and dispenser of His Sacraments. Every baptized Catholic is bound in conscience to observe these laws: "whatever you shall bind upon earth shall also be bound in Heaven." It would not only be sinful for a Catholic to go through the ceremony before a minister, but there would also be no valid marriage.

> **What serious effect has it later on in life?**
> The Catholic party would be excommunicated from the Catholic Church and would be living in concubinage.
> **Can the marriage turn out successfully?**
> They may live together peacefully but as a true and valid marriage it would be a complete failure.

When is kissing a mortal sin?

In itself kissing is nothing; as sign it is an expression of friendship and love. Its morality or immorality depends on the love from which it proceeds. When it is performed out of sensual and sexual enjoyment it is grievously sinful. Even affectionate kissing, in fun or levity by its nature excites and arouses the passions and carnal pleasure especially in young people of the opposite sex. Young people therefore who indulge in kissing without a good reason and dangerously expose themselves to serious sin are not free from mortal guilt.

Often a person is inspired by a slight feeling of jealousy yet he cannot control himself to overcome this feeling. Is this considered a mortal sin?

If the feeling of jealousy is only slight there is not sufficient grave matter for mortal sin; and if he tries to overcome it there would not be full consent of the will. The guilt would be only slight or venial.

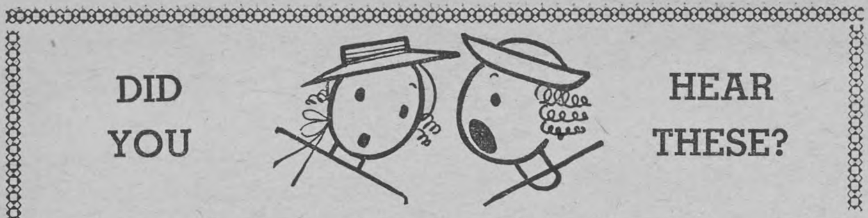
One priest said in a sermon we may never tell a lie; another said a lie is never a mortal sin. Which am I to believe?

Believe me, you may believe them both. A lie is a perversion of the faculty of speech and, therfore, essentially wrong. We may never do what is essentially or intrinsically wrong. But the disorder caused by a lie is not something serious. Therefore, even if by telling a lie you could cheat your neighbor of a thousand dollars, you would thereby sin only venially against the truth (lie) but mortally against justice. Both sins would have to be confessed.

It seems to me that we Catholics ought to be more broad-minded. All churches are trying to save souls, aren't they? Don't they all teach truth?

People who try to be broad-minded sometimes become "muddle-minded". Broadmindedness is a word like tolerance and democracy — it's swell to juggle with.

Are the following statements all true: "The Pope is the Vicar of Christ." (Catholic teaching). "The Pope is antichrist." (Seven Day Adventist teaching). "Baptism is necessary for everybody" (Catholic). "Baptism is necessary only for adults" (Baptists). "Baptism is not necessary for anybody" (Salvation Army teaching). Do you still think it doesn't matter?



She woke up in the early hours of the morning and nudged her sleeping husband.

"Jack," she said in a hoarse whisper, "Jack, wake up! There is a mouse in the bedroom!"

Hubby unwillingly sat up.

"Well," what about it?" he groaned.

"I can hear it squeaking," she said fearfully.

"Well, d'you want me to get out and oil it or something?" he snapped.

"Hadn't you better go and tell your master?" said the motorist to the farmer's boy who stood looking at the load of hay which had been upset.

"He knows," replied the boy.

"Knows? How can he know?" asked the motorist.

"Cos he's under the hay!" exclaimed the boy.

Jones had not been himself for some time. So he hied him to a practitioner and explained all his aches and pains. Having listened through a long tube for interior disturbances, the doctor delivered himself thus:

"Liver's all wrong. You must live by system for a few weeks. No fat meat, no tea, salmon, potaoes, or sugary substance, and no whisky. Small chops, a very little claret, one cigar a day. You can make ita big one, but never more than one."

Jones departed only to return in a week looking pale and wan.

"How nw!" said the doctor. "Have you followed my instructions?"

"Oh, yes. I have managed to restrict myself to the chop and the claret, but that big cigar a day has done for me," replied Jones.

"Oh, nonsense! You must try to control yourself," counselled the doctor.

"Control myself! I should like to see you control yourself if you had never smoked before!"

"Beats me why they call these movie cinema attendants ushers, Emma."

"Don't be silly, Bill. Don't they 'ave to tell the people to keep quiet?"

An elderly lady walked into a railroad ticket office at Chicago, and asked for a ticket to New York.

"Do you wish to go byBuffalo?" asked the ticket agent.

"Certainly not," she replied. "By train if you please."

Little Mary Jane was saying her prayers.

"And please," she begged, "make Rome the capital of Turkey."

"Oh, Mary Jane," exclaimed her mother, "why did you say that?"

"Because I put that on my examination paper today."

Maid—Madam, master is lying unconscious in the hall with a piece of paper in his hand and a large box by his side.

Mrs. X (joyously) — Oh, my new hat has arrived.

Have U paid your subscription?

If not.....

Do It To-day.

Please Support Our Advertisers



Buy More War Saving Certificates